



Glück gehabt?!

Best of
CARE-Schreibwettbewerb 2021





CARE- Schreibwettbewerb 2021

Alle Texte und weitere Eindrücke der diesjährigen Preisverleihung findet ihr unter care.de/schreibwettbewerb. In den Texten wurden lediglich orthografische Fehler behoben.

Glück gehabt?! –

eine Frage, die auch als Feststellung gelesen werden könnte, bot den Rahmen des diesjährigen CARE-Schreibwettbewerbs.

Seit nunmehr acht Jahren lädt CARE junge Menschen dazu ein, sich im Rahmen des CARE-Schreibwettbewerbs mit globalen Fragestellungen auseinanderzusetzen und ihre Gedanken zu Papier zu bringen. Der Wettbewerb richtet sich dabei an Jugendliche von 14 bis 18 Jahren und junge Erwachsene von 19 bis 25 Jahren.

Unter dem diesjährigen Wettbewerbsthema „Glück gehabt?!“ stellten sich die jungen Autor:innen Fragen darüber, was es überhaupt bedeutet, Glück zu haben oder was eigentlich die Definition von Glück ist. Warum haben scheinbar einige Menschen mehr davon als andere? Verdoppelt sich Glück, wenn wir es teilen? Und kann ich mehr Glück als Verstand haben? Egal ob Songtext, Gedicht, Kurzgeschichte, Essay oder Drama – alle Textformen waren willkommen. Insgesamt 387 Einsendungen aus Deutschland, Österreich, Schweiz, Italien, Griechenland und Kamerun erreichten uns dieses Mal – wieder ein neuer Rekord! Wahnsinn! Die Antworten auf das Thema fielen sehr unterschiedlich aus: In manchen Texten wurden das Hoffnungsvolle und die Chancen, die im Glück liegen, herausgestellt. Für andere standen der Zufall, die Ungerechtigkeit und die Kehrseite des Glücks im Vordergrund. In vielen Texten spürten die Autor:innen auch der Essenz von Glück nach. Also dem Kern dessen, was Glück überhaupt ausmacht, wann Glück empfunden, erfahren oder wie es bewertet wird.

Ein ganz großer Dank geht an die Jury der diesjährigen Wettbewerbsrunde – an den Soziologieprofessor Jan Delhey, den Musiker Philipp Dittberner, den Autoren Linus Giese, die Journalistin Alice Hasters und Sprecherin Maxi Häcke vom Podcast Feuer & Brot, die ehemalige Teilnehmerin und Preisträgerin Kathi Rettich und an unsere Kollegin Sabine Wilke – für die gewissenhafte Ausübung ihres Amtes und die Unterstützung des Wettbewerbs. Außerdem danken wir allen Gästen und Mitwirkenden der diesjährigen Preisverleihung, insbesondere Ralph Caspers, sowie Mira Rzany und Rani Dhupia für die liebevolle Gestaltung dieses Sammelbands. Ein besonderer Dank gilt auch der lit.COLOGNE für die tolle Unterstützung und die Möglichkeit, die Preisverleihung und Lesung auch in diesem Jahr wieder im Rahmen des Literaturfestivals stattfinden zu lassen.

Das größte Dankeschön haben aber die über 380 kreativen Köpfe verdient, die uns erneut mit ihren feinfühligem, konsequenten, kraftvollen, fantasievollen und auch zweifelnden und mit dem Glück ringenden Texten zum Nachdenken angeregt haben. Ohne eure Einsendungen wäre der CARE-Schreibwettbewerb so nicht möglich. Leider kann nur ein kleiner Teil aller Einsendungen einen Platz in diesem Sammelband finden. Umso mehr freuen wir uns auf die Beiträge zur nächsten Runde des Wettbewerbs.

Viel Spaß beim Lesen wünscht
das Team vom CARE-Schreibwettbewerb

Platzierungen

14 – 18 Jahre

- 1 Juliane Schlick
Wo das Glück gemacht wird... | Seite 6
- 2 Pia Marie Hegmann
Das goldene Bassin | Seite 10
- 3 Annie Joon Bastheim
Überall Wasser | Seite 14

19 – 25 Jahre

- 1 Katrin Griebenow
Die Volksempfängerin | Seite 16
- 2 Celine Frey
Euphoria™ – Der Preis des Glücks | Seite 20
- 3 Inga Adams
So viel Glück, es ist zum Kotzen | Seite 24
- 3 Inga Miksch
Kinder ohne Namen. | Seite 28

Nominierungen

14 – 18 Jahre

- Anne Weingarten
Von den Klängen einer Ney in der Wüste | Seite 36
- Nele Feldmann
Glücksflieger | Seite 40
- Sven Beck
alles egal, was | Seite 44

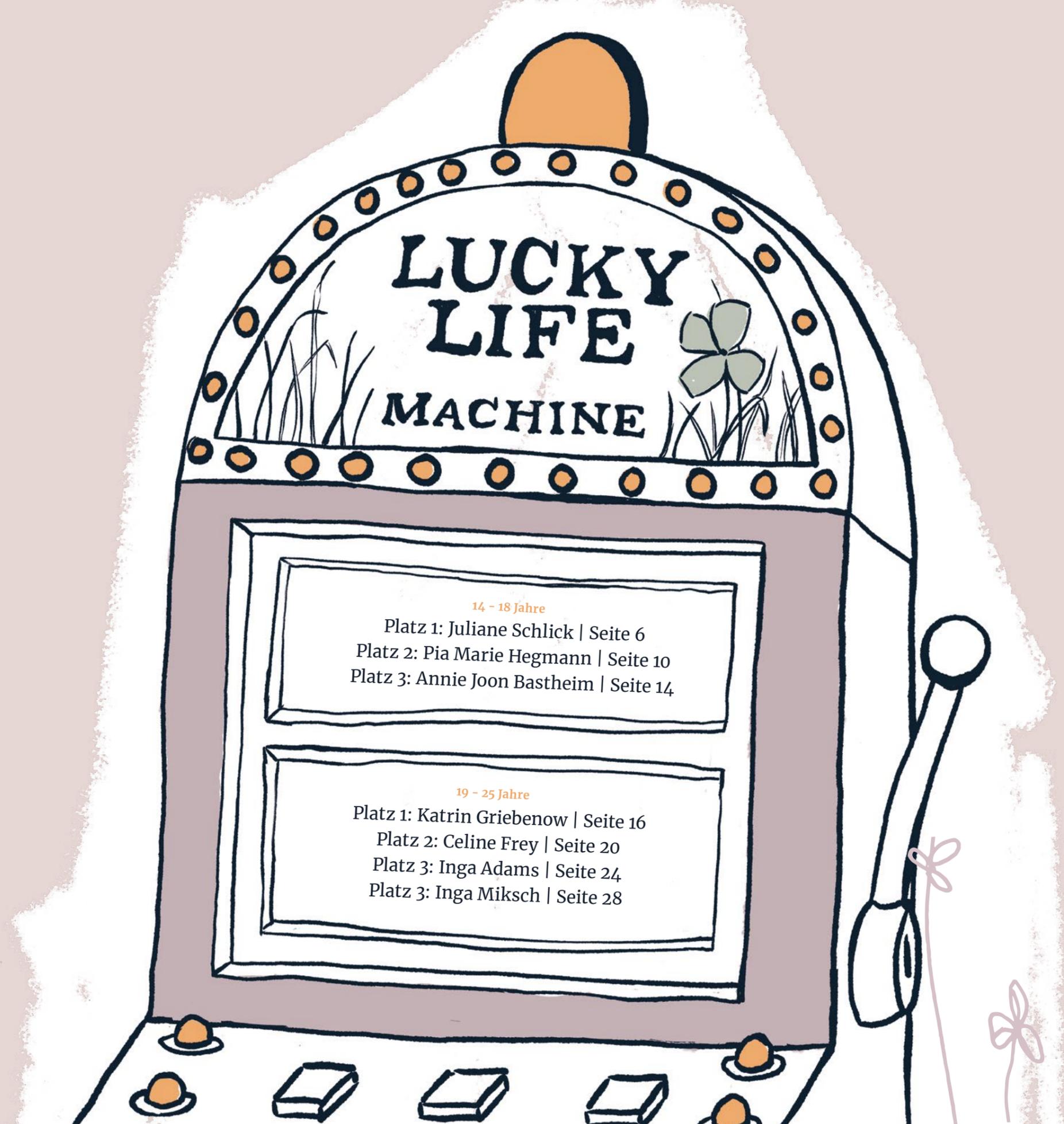
19 – 25 Jahre

- Pia Wagner
Brief an Fatimah | Seite 48
- Franziska Flachs
Geburtstag | Seite 52
- Pauline Weinberg
Der Geigenspieler | Seite 56
- Silvia Nwadiuto Chike
Das Glück post Pech | Seite 60
- Ann-Kathrin Speckmann
Der glückbringende Grabstein | Seite 64

Prolog

Inhalt

Platzierungen





14 - 18 Jahre

Wo das Glück gemacht wird...

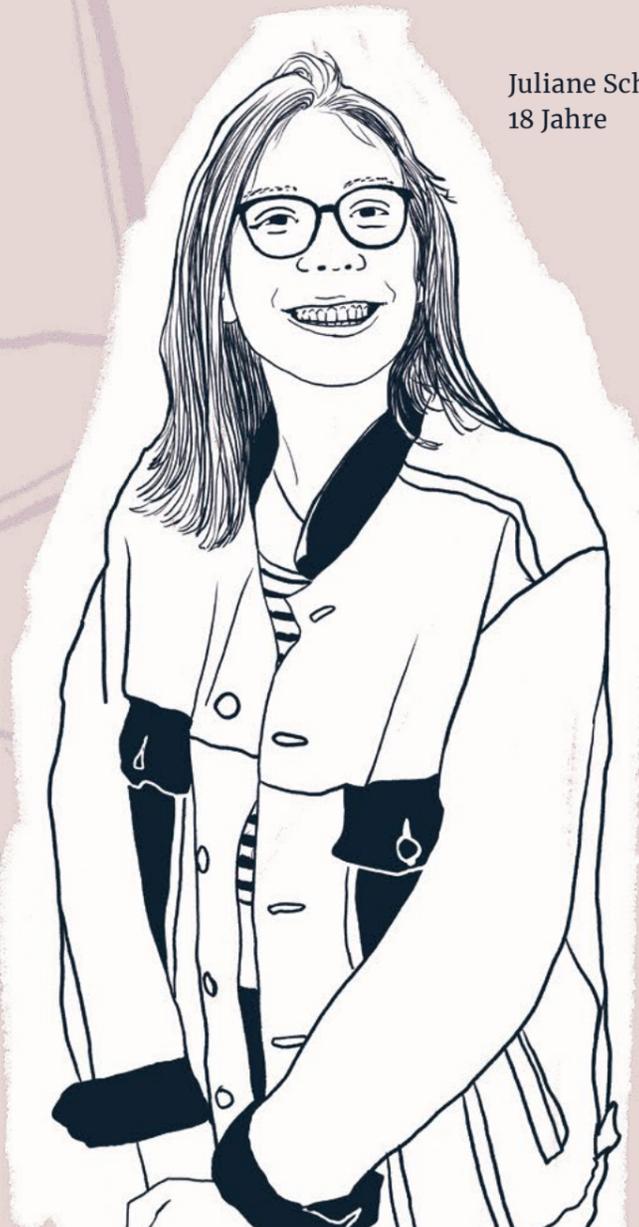
„Was für eine langweilige und eintönige Arbeit...“, murkte Raphael, während er einen neuen rot blinkenden Punkt, der unter ihm auf der riesigen digitalen Karte der Erde verzeichnet war, irgendwo in Indien antippte. Ein paar Sekunden später tauchte mit einem zischenden Geräusch ein Becher in dem dafür geschaffenen Loch neben der Ersatzteile-Schublade unter der Arbeitsfläche auf. Es war ein Becher, wie man ihn von Starbucks kannte, nur aus Glas. Gott wollte unbedingt eine gute Qualität beim Eintüten der neuen Seelen, weswegen er die Plastikbecher bald nach ihrer Einführung wieder umtauschen ließ. Der Erzengel empfand diesen Aufwand als unnötig.

Nachdem er mit der rechten Hand das Glas genommen hatte, öffnete er mit der linken den Hängeschrank neben ihm. In ihm befanden sich unzählige Einmachgläser, gefüllt mit unterschiedlich schimmernder Flüssigkeit, zahlreichen Farben und Schattierungen. Jede war auf ihre Weise einzigartig. Die Seelen. Raphael schnappte sich gelangweilt eines der vorderen Gläser und während er es auf der Arbeitsfläche mit einem leisem „Plopp“ öffnete und mit dem ersten Shake vermischte, öffnete sich die Tür und Lailah kam herein. Gut gelaunt und zu spät zur Schicht, wie immer. „Guten Morgen Erzengelchen, du bist aber früh dran“, flötete sie und linste ihm von hinten über die Schulter. „Guten Morgen, aber ich muss das richtig-

stellen – ich bin nicht früh dran, sondern du zu spät! Mal wieder! Wenn das so weitergeht, rufe ich...“ Lailah schien das überhaupt nicht zu interessieren, denn nach einer Analyse von Raphaels Becher unterbrach sie ihn erfreut: „Meine Güte, du hast ja ein schlaues Kerlchen da im Glas. Wenn der mal nicht hochintelligent ist... warte, ich schau‘ mir mal die Familie an, in der er *das Licht der Welt erblicken wird*“, fügte sie extra dramatisch hinzu, grinste breit und wendete sich der Karte zu.

Lailah begann immer näher heranzuzoomen und die vorhandenen Informationen zu der Familie, die dieses Baby erwartet, herauszusuchen und durchzulesen. Raphael schnaubte genervt und verdrehte die Augen. Wenn alle so langsam arbeiten würden wie sie, wäre irgendwann ein Haufen Kinder auf der Welt nicht bearbeitet und Gott würde sich mal wieder unglaublich aufregen. Der Erzengel betrachtete kurz die Flüssigkeit im Glas, die begonnen hatte sich in Schichten abzusetzen, so wie Öl auf Wasser. Die gelbe Intelligenzschicht war tatsächlich überdurchschnittlich groß.

„Aaaalso:“, unterbrach Lailah seine Gedanken und begann mit ihrer Berichterstattung, „es ist ein Mädchen, Geburt in ca. drei Monaten, aber jetzt kommt’s Raphi: Ihre Familie lebt in einem riesigen Slum in Mumbai und sie ist das sechste Kind ihrer Mutter.“



Juliane Schlick
18 Jahre

Raphael war gerade dabei das nächste Baby vorzubereiten, doch plötzlich hielt er inne. Er kannte den Slum Dharavi – wahrscheinlich sogar besser als Lailah. Vor seinem inneren Auge sah er auf einmal die schäbige Hütte, in der das Mädchen wohnen würde, dessen Zukunft er gerade mit einer kleinen Handbewegung bestimmt hatte. Durch seine Arbeit im großen Kongress, dem Kongress der Gerechtigkeit, kannte er diese Bilder und das Elend. Er verstand gar nicht, wieso ihm dieser spezielle Fall so nahe ging, wo doch seine tagtägliche Arbeit darin bestand, die Gerechtigkeitsprobleme zu analysieren und mit den höchsten Engeln über Lösungsmöglichkeiten zu beraten. Halt... machte sich Lailah etwa über ihn lustig? Dass der große Kongress nicht allzu viele Erfolge zu verbuchen hatte, war vielen Engeln bekannt, aber diese Anspielung ging zu weit.

„Ja, Lailah, das reicht jetzt auch schon wieder. Wir wissen ja, dass es auf der Welt ein Gerechtigkeitsproblem gibt. Das musst du jetzt auch nicht so hinstellen, als wäre es etwas ganz Neues“, gab er ihr barsch zurück und machte sich schnell daran auf einen weiteren roten Punkt zu drücken. Diesmal in Schweden.

„Uiuiui, heute mit dem falschen Flügel aufgestanden, oder was?“, fragte Lailah, hob abwehrend die Hände und kicherte über ihre geniale Abwandlung des Menschen-spruchs. „Nein ehrlich. Warum bist du so schlecht drauf?“

„Erstens nervst *du* mich und zweitens nervt mich diese Arbeit.“ „Ach Samiel...“, seufzte Lailah mit einem Grinsen auf den Lippen. Wie konnte sie nur alles lustig finden? Ihr Kollege Samiel hatte ein – nach eigenen Angaben – kleines „Experiment“ durchführen wollen. Er hatte den Shake einer Fledermaus mittels *spezieller Techniken* verändert und ist so für den Tod etlicher Menschen verantwortlich geworden. Er wurde natürlich auf der Stelle gefeuert.

Der Platz ist also freigeworden und da kein niederer Engel mehr für diesen Job zu finden war, musste Raphael die Sache übernehmen. Und das ärgerte ihn gewaltig. Stillschweigend füllte er den Cocktail des Schweden und auch Lailah war kurz davor, sich endlich mal an die Arbeit zu machen.

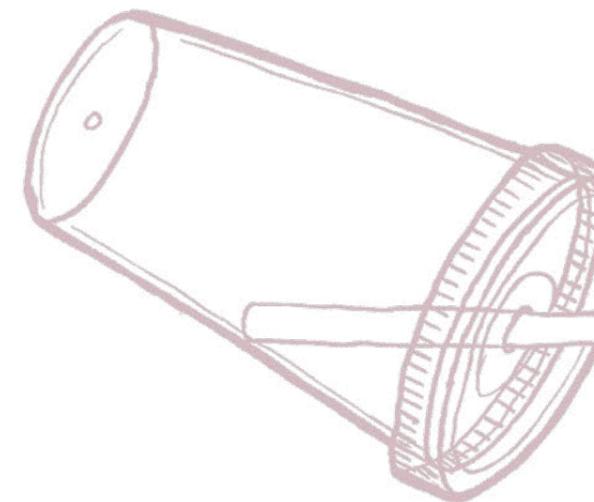
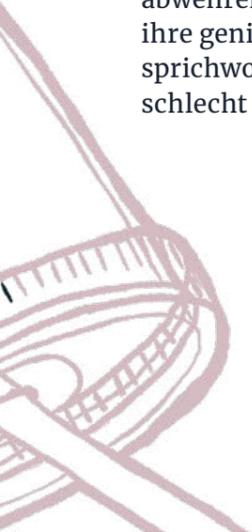
Doch sie wurden unterbrochen. Ein Botenengel platzte mit einem voll beladenen Tablett mit Seelen hinein. „Hallihallo“, rief er und mit einem Blick auf die viel zu wenigen fertigen Shakes fügte er hinzu: „Na ihr wart ja schon superfleißig heute, Respekt.“ Raphael schnaubte und rollte mit den Augen. Lailah kicherte. Der Botenengel machte sich daran, die Seelen in den Schrank zu schichten, während er zu erzählen begann: „Das ist ein ganzes Flüchtlingsboot. Die Ladung haben wir gerade frisch bekommen.“

„Oh Gott!“, entfuhr es Lailah. Sie war so geschockt, dass ihr ihre nette Anspielung auf Gott gar nicht aufgefallen war. „Tja, was will man machen“, sagte der Botenengel schulterzuckend. Er zwinkerte Lailah zu, als er ihr beim Rausgehen noch schnell das letzte Glas des Tablett in die Hand drückte.

Als er verschwunden war, bemerkte Raphael mit gespielter Begeisterung: „Oh Lailah, deine erste Seele heute? Cool!“ Erst jetzt erweckte sie aus ihrer Starre.

„Raphael, wir müssen etwas tun. Wir alle hier und du hast eine wichtige Position... du kannst etwas bewegen.“ „Ach, das ist alles nicht so einfach...“ Lailah unterbrach ihn mit lauter Stimme: „Nein Raphael, hör bitte einfach auf damit, alles im Keim zu ersticken. Du bist ein Erzengel – sprich doch mit Gott.“ „Ich bin schlicht und einfach realistisch und...“, Raphaels aggressive Stimme verstummte schlagartig, als sich die Tür öffnete. Es war Gott. Oft schlenderte er durch die Gänge, um nach dem Rechten zu sehen. „Was gibt’s?“, fragte er bestimmt. Lailah war still, doch die auffordernden Blicke, die sie Raphael zuwarf, sprachen für sich. Der Erzengel atmete tief durch:

„Gott, ich möchte mit dir über die Ungerechtigkeit in der Welt sprechen.“



Pia Marie Hegmann
18 Jahre



14 - 18 Jahre

Das goldene Bassin

(Ein Bassin von den Ausmaßen eines Stausees, eingelassen in einen Berghang. Links fließt ein goldener Bach in das Becken; an dessen rechter unterer Seite liegt ein mächtiger Staudamm aus riesigen Felsblöcken vor einem schmalen, trockenen Flussbett. Dieses führt den Berghang hinab, offenbar in ein Tal, das wir aus unserer Perspektive jedoch nicht sehen. Das Licht ist weich, fast so golden wie die Flüssigkeit in dem Bassin. Darin sitzen verschiedene Personen. Vorn in der Mitte baden ein MANN und eine FRAU. Sie sind einander zugewandt, bis der MANN einen Blick in Richtung Tal wirft, das trockene Flussbett entlang.)

MANN (dreht sich ganz in Richtung Tal): Oh nein. Es kommen wieder welche.

FRAU (lehnt entspannt am Rand des Bassins, halb geschlossene Augen): Schon wieder?

MANN: Ja. Meine Güte, wie viele sind die da unten eigentlich?

FRAU: Vermehren sich wie die Fliegen.

MANN: Dass die aber immer noch glauben, wir hätten hier genug Platz. So groß ist dieses Becken auch wieder nicht.

FRAU (sieht auf): Am Ende nehmen die uns noch unseren Platz hier drin weg.

(MANN schnaubt angewidert. FRAU dreht sich um und sieht zusammen mit ihm über den Rand des Bassins.)

FRAU: Oh, doch nicht, schau. Sie werden wieder zurückgeschickt. (Verzieht kurz das Gesicht.) Oh. Das sah schmerzhaft aus.

MANN: Sie wollen es auch einfach nicht anders. (Beide wenden sich wieder einander zu.)

FRAU: Weißt du, was Betty mir vorhin erzählt hat? Anscheinend rasen wir auf eine Katastrophe zu.

MANN: Unsinn. Wie das denn?

FRAU: Ach, keine Ahnung... irgendwie hat es damit zu tun, dass unser Bassin immer voller wird.

MANN: Ach so, das habe ich auch schon gehört. Und dass die da unten deshalb anscheinend Probleme haben. Die Armen. Gut, dass wir Glück haben und hier oben sind.

FRAU: Betty sagt, dass wir irgendwann auch Probleme kriegen, wenn das so weitergeht.

MANN: Sowas.

FRAU: Und sie sagt, dass wir vielleicht... verzichten müssten, weil wir sonst möglicherweise alles verlieren.

MANN: Aber das geht doch gar nicht.

FRAU: Das hab ich mir auch gedacht. Ich meine – *Verzichten* – das würde ja bedeuten, dass wir *nicht* immer mehr haben.

MANN: Betty war schon immer ein bisschen hysterisch. Verzichten – wie lächerlich.

FRAU: Abstrakt. (Stille. FRAU räkelt sich. Ihre ganzen Arme sind von der Flüssigkeit golden überzogen. Rechts von ihnen fügen einige ARBEITER dem Staudamm neue Steine hinzu.)

FRAU: Oh, schau mal, sie reformieren den Damm.

MANN: Wurde auch Zeit, ich hatte schon Angst, dass er demnächst bricht. Das hätte richtig gefährlich werden können.

FRAU: Vielleicht ist es das, was Betty meinte. (Sie taucht abwesend eine goldene Hand in die goldene Substanz im Bassin.) Sie sollten auch mal wieder den Beckenrand erhöhen. Viel passt hier nicht mehr rein.

MANN: Das werden sie sicher, Schatz. (Er deutet den Hang hinab; auch sein Arm ist golden.) Oh, schau mal, da kommen wieder welche.

FRAU: Als ob sie hier noch reinpassen würden.

MANN: Lächerlich. Aber schau, sie werden zurückgeschickt. (Stille. Die ARBEITER verlassen den Damm.)

FRAU: Weißt du, manchmal frage ich mich, ob das hier ewig so weitergeht.

MANN: Wie meinst du das?

FRAU: Du weißt schon. Was, wenn der Damm irgendwann bricht? Wenn Betty Recht hat, würden alle weggespült werden und ertrinken. Alle – wir hier oben und die da unten auch.

MANN: Ach was. Bevor so etwas passiert, bauen wir einfach einen größeren Damm.

FRAU: Das meinte ich. Meinst Du, wir können bis in alle Ewigkeit größere Staudämme bauen?

MANN (überlegt lange): Vielleicht hast du Recht. Jemand sollte etwas ändern.

FRAU: Unbedingt. Jemand muss eine Lösung finden.

MANN: Mach dir keine Sorgen. Irgendjemand macht das bestimmt irgendwann.

FRAU: Du hast Recht. Irgendwann wird das jemand machen.

(Die beiden sehen glücklich nach vorne, die Gesichter von der Abendsonne erleuchtet. Rechts von ihnen bekommt der Damm Risse.)





Annie Joon Bastheim
16 Jahre



14 - 18 Jahre

Überall Wasser

Brasend schlagen die Wellen von allen Seiten, so als wäre es ihre einzige Aufgabe, das Boot einzusaugen und nie wieder freizugeben. Es scheint mir, als würde sich das Wasser von oben mit dem Wasser von unten verbinden wollen, um eine erdrückende Blase um mich und das Boot zu bilden. Der Wind kommt von allen Seiten. Ich bin nirgendwo sicher. Ich klammere mich schreiend an einem orangenen Reifen fest. Alle schreien. Es kommt mir vor, als würden meine Arme brechen und meine Stimmenbänder reißen. Dennoch schreie ich weiter. Ich spüre das eiskalte Salzwasser auf meiner Haut. Es scheint mich anzugreifen. Es dringt in meine trockene Haut und saugt sie aus. Dort, wo meine Haut aufgeplatzt ist, fällt es dem Wasser noch leichter. Es ist, als würde sich jedes einzelne Salzkorn tanzend vor Vergnügen an meinen Schmerzen ergötzen. Plötzlich werde ich gegen die Innenseite der Bootswand gedrückt und damit der Sauerstoff in einem Zug aus mir. Panisch reiße ich die Augen auf, als ich merke, wie das Boot zur Seite kippt. Mit einem Mal ist es still. Wasser umhüllt mich. Sofort kneife ich die Augen zusammen. Sie brennen. Alles brennt. Ich sinke immer weiter nach unten in eine bodenlose Tiefe. Hektisch strampelte ich mit den Füßen. Ich weiß, dass ich nach oben muss. Meine Füße zappeln weiter, wie Fische, wenn sie frisch aus dem Wasser kommen. Plötzlich werde ich bewegungsunfähig. Die einzigen Muskeln, die noch arbeitsfähig erscheinen, sind die, die sich krampfhaft um den Reifen klammern. Langsam treibe ich zur Wasseroberfläche. Gierig recke ich meinen Kopf aus dem Wasser und sauge die Luft ein, doch eine riesige Welle packt mich und reißt mich mit. Ich überschlage mich mehrmals. Wie in Trance schlüpfte ich ganz in den Reifen. Danach wird mir schwarz vor Augen und eine befreiende Dunkelheit deckt mich zu.

Als sich meine Augen wieder öffnen, treibe ich auf dem Wasser. Um mich herum schwimmen leblose Körper. Ich schreie nicht. Ich fühle mich nicht im Stande zu schreien. Trauern tue ich auch nicht. Ich habe niemanden mehr, um den ich hätte trauern können. Ruckartig blitzen Erinnerungen in mir hoch. Sie enden mit einem tödlichen Knall, der nur in meinem Kopf stattfindet. Stattdessen schaue ich mich um. Weit und breit ist nichts als Wasser zu sehen. Ich glaube es nicht. Ich kann es nicht glauben. Ich darf es nicht glauben. Ich schließe meine Augen, in der Hoffnung, ich könnte dadurch das Wasser auslöschen.

Glück? Was ist das eigentlich? Wer hat Glück? Hatte ich Glück? Dies frage ich mich schon seit fünf Jahren. Schweißgebadet wache ich jede Nacht auf. Ich sehe überall Wasser um mich herum. Überall Wasser. Überall. Mit zitternden Beinen erhebe ich mich von meiner Matratze und schnappe keuchend nach Luft. Mir ist kalt. Ich fühle mich leer und ausgesaugt. Es fühlt sich an, als wäre mein Herz ein schwarzes Loch, mit der einzigen Aufgabe, jedes gute Gefühl einzusaugen und nie wieder frei zu geben. Ich halte es nicht mehr aus. Alle sagen, ich hätte Glück gehabt. Sie wissen nicht, was in mir ist. Ich kann nicht klar denken. Ich müsste glücklich sein. Wer hat schon so viel Glück, sich an einen Rettungsring klammern zu können, wenn das Boot sinkt? Warum ich? Wer hat so viel Glück, nicht vom Wasser verschluckt zu werden und dann leblos wieder hochgewürgt zu werden? Warum ich? Wieso hatte ich mehr Glück als meine Familie? Warum ich? Diese Fragen zerren an mir. Sie sind wie Eisenketten an meinen Füßen, die mich nach unten ziehen. Ich taumele zu meinem Spiegel. Ich sehe mir tief in die Augen. Der Schmerz blickt zurück. Ich fühle mich schuldig. Ich fühle mich schuldig, Glück gehabt zu haben.

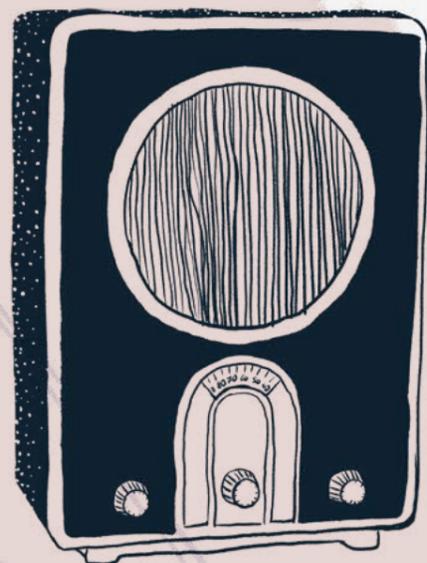


19 - 25 Jahre

Die Volksempfängerin

Der 16. September 1933 war in vielerlei Hinsicht wohl der glücklichste Tag meines Lebens, denn als ich von der Schule nach Hause kam und den kleinen Laden meiner Eltern betrat, stand dort auf dem Verkaufstresen ein brandneuer Volksempfänger. Ich war begeistert. Mein Papa sagte, die Stirn in sorgenvolle Falten geschlagen, es sei nun wichtiger denn je, das Tagesgeschehen zu verfolgen. Also dudelte, schnatterte und rauschte der kleine metallene Kasten zwischen den Büchern und Zeitschriften geschäftig vor sich hin und ich saß daneben und lauschte. Dank des Volksempfängers erfuhr ich nicht länger nur Neues aus den Straßen von Laurensberg, sondern auch, was in Aachen passierte oder sogar in Berlin und München. Ich konnte ganze Theaterstücke anhören, Geschichten aus der ganzen Welt erfahren und natürlich lief Musik. Manchmal, wenn der Wind günstig stand, haben wir sogar das belgische Radio empfangen. Ich musste mich also nicht mehr in meinem Zimmer langweilen, ich verbrachte fortan jede freie Minute im Laden und machte meine Hausaufgaben auf dem Boden hinter der Ladentheke, bis mein Po kalt war und mein Rücken schmerzte. Manchmal half ich auch meiner Mama beim Sortieren der Waren und tanzte mit Büchern auf dem Arm durch das kleine Geschäft. Eigentlich war das die Art, wie ich meine Zeit am liebsten verbrachte.

Allerdings stellte ich bald fest, dass ich mit den technischen Möglichkeiten des Volksempfängers noch nicht zufrieden war. An einem verregneten Tag im Jahr 1937 hatte ich es geschafft, den Flämischen Rundfunk Antwerpen einzustellen und lauschte gebannt einem Hörspiel, das „Der Prozess der Jeanne d’Arc zu Rouen 1431“ hieß. Leider konnte ich nicht alles verstehen, weil der Empfang so rauschte, und dann kurz vor Ende brach das Signal einfach ab. Ich ärgerte mich so sehr, dass ich die Geschichte nicht noch einmal hören konnte und wollte unbedingt wissen, was mit Jeanne passiert war. Deshalb überlegte ich, den Volksempfänger aufzuschrauben, um herauszufinden, wie er funktionierte, sodass ich ihn einfach umbauen konnte. Ich wollte das Programm anhalten können, um kurz auf die Toilette zu gehen und nichts zu verpassen, oder es aufzeichnen wie ein Buch, das man wieder und wieder lesen konnte. Aber meine Mama verbot mir jegliche Form der Bastelei.



Katrin Griebenow
23 Jahre

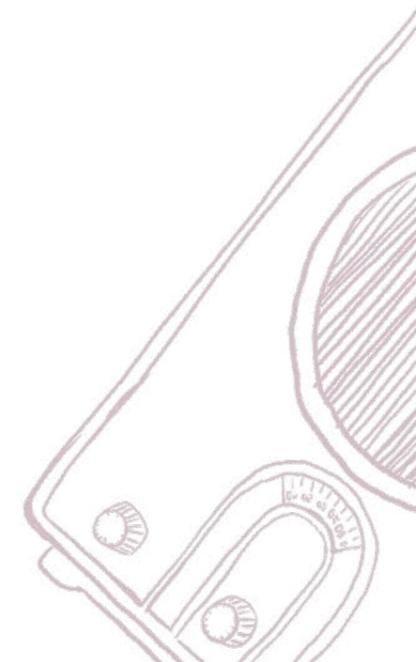
Genau 26 Jahre später wäre mein technischer Wunsch in Erfüllung gegangen, denn 1963 würde Philips auf der Internationalen Funkausstellung in West-Berlin die erste Audiokassette vorstellen und in den Siebzigern hätte dann jeder Mensch einen eigenen Kassettenrekorder gehabt. Das hätte meine Sternstunde sein können, denn wenn ich nach meinem Schulabschluss Technik studiert hätte, wäre ich vielleicht sogar an seiner Entwicklung beteiligt gewesen. Ava Mintz, Erfinderin des Kassettenrekorders. Das hätte mir gefallen. Ein tragbarer Kassettenrekorder wäre natürlich noch besser gewesen, so wie einer von diesen batteriebetriebenen Volksempfängern, nur im Taschenformat. Doch der Walkman würde erst 1979 die weltweiten Märkte erobern. Er wäre auf jeden Fall mein treuester Begleiter für alle Lebenssituationen geworden. Ganz für mich allein hätte ich durch die Welt laufen können, ohne mir anhören zu müssen, was andere gerade über mich sagten. Hätte ich 1937 einen Walkman gehabt, ich hätte auf dem Schulhof einfach Musik gehört, wenn die blöde Lisa und ihre Freunde mich wegen meiner Nase geärgert hätten. Da wären nur die Comedian Harmonists, ein kleiner grüner Kaktus und ich gewesen, weil ich das Lied natürlich aufgezeichnet hätte. So wäre ich auch gar nicht traurig gewesen, als der Volksempfänger irgendwann aufgehört hat, mein Lieblingslied zu spielen, denn ich hätte es trotzdem hören können. Auch die einsame Stille auf meinem Weg von der Schule nach Hause wäre laut und lustig geworden und wenn der alte Hubert mich wieder einmal

angeschrien hätte, nur weil ich mir in seinem Geschäft ein paar Lakritze kaufen wollte, dann hätte ich den Ton einfach noch lauter gestellt. Beim Spaziergehen hätte ich die Geschichte von Jeanne d'Arc gehört und mir vorgestellt, es wäre nicht 1937, sondern 1429 und ich vertriebe gerade die Engländer aus Frankreich. Dann würde ich zu Unrecht vor Gericht gestellt, aber freigesprochen und wäre von da an eine freie Ritterin Frankreichs. Niemand könnte mir weh tun, weil ich ein Schwert hätte und eine Armee und einen Walkman. Vielleicht hätte ich sogar den Mut gehabt, der blöden Lisa auch einmal an den Zöpfen zu ziehen, weil ich gewusst hätte, dass ihr Geschrei an mir abprallen würde wie Pfeile an Jeanne's Rüstung, sobald ich nur mein kleines, zauberhaftes Wunder der Technik angeschaltet hätte. Vielleicht hätte ich den alten Hubert einfach zurückbeleidigt und ihm vor die Füße gespuckt. Dann wäre ich nach Hause gegangen, hätte meine Mama und meinen Papa umarmt und ihnen gesagt, dass alles gut wird, irgendwann.

Aber ich hatte nun einmal keinen Walkman. Ich hatte nur den Volksempfänger im Laden, dem ich zuhören konnte, wie er ein wenig Musik spielt und auch ein wenig Geschrei von wütenden Männern, was wirklich besser ist als gar nichts, aber irgendwie auch nicht genug. Weder ich noch irgendjemand anderes hat 1933 oder in den folgenden fünf Jahren den Walkman oder zumindest den Kassettenrekorder erfunden. Darauf gehofft habe ich natürlich trotzdem, was blieb mir auch anderes übrig?

Meine größte Chance auf ein technisches Wunder ergab sich am 06. November 1938, dem in vielerlei Hinsicht wohl traurigsten Tag meines Lebens, denn an diesem Tag ist der Volksempfänger kaputt gegangen. Ich habe ihn aus Versehen vom Verkaufstresen geschubst, als ich dort einen schweren Karton Bücher abstellen wollte. Mit einem lauten Knall schlug der Metallkasten auf den Boden und platze auf wie eine reife Tomate. Den ganzen restlichen Tag saß ich über dem Haufen aus Blech und Drähten und betete, er würde einen Ton von sich geben, nur ein leises Rauschen. Nichts. Die folgenden Nachmittage verbrachte ich wie sonst auch auf dem kalten Ladenboden, jedoch nicht, um Hausarbeiten zu machen, sondern um den Volksempfänger zu reparieren. Aber es hat wohl nicht sein sollen. Drei Tage später hat der alte Hubert eine angezündete Schnapsflasche durch eine Fensterscheibe zwischen die Bücherstapel geworfen, als die Menschen mit Fackeln durch die Straßen zogen. Meine Eltern sind aus dem Schlafzimmerfenster im ersten Stock gesprungen und ich ...

ich hätte mir 1979 so gern einen Walkman gekauft.



Celine Frey
24 Jahre



19 - 25 Jahre

Euphoria™ – Der Preis des Glücks

„Willkommen bei Euphoria™!“

Die fröhliche Stimme hallt blechern aus dem Automaten. „Wie kann ich Ihnen heute behilflich sein? Für unsere ‚Reise ins Glück‘, das exklusive Monatspaket für alle, die sich Luxus und Zufriedenheit gönnen wollen, drücken Sie bitte A. Für alle anderen Optionen drücken Sie B.“

„Ja, ja“, brumme ich und drücke hektisch mehrfach auf Knopf B, während die Stimme noch munter vor sich hin säuselt. Angespannt streiche ich mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht und blicke über meine Schulter. Es ist dunkel in der Gasse, nur wenige Fenster sind erleuchtet und die Straßenlaterne flackert. Ich erschauere und fange an zu zittern, dabei ist der leichte Windhauch angenehm warm. Doch er trägt den Geruch des Elends mit sich – nach Müll und ungewaschener Wäsche. Ich ziehe meine Jacke enger um mich und wende mich wieder dem grell leuchtenden Automaten vor mir zu. Der Bildschirm ist gesprungen, offensichtlich hat jemand einen Stein gegen das Glas geschmettert.

Ich blicke mich noch einmal um. „Sie können aus folgendem Angebot wählen“, informiert mich der Automat sanft. „Meine Güte“, seufze ich genervt und drücke auf Taste C, bevor die Stimme überhaupt die Chance hat, mich weiter mit ihrem Gesäusel aufzuhalten. Ich weiß, was ich will. Der Automat bleibt kurz still und flackert leicht. Für einen kurzen angsterfüllten Moment befürchte ich, dass mein hektisches Drücken ihn hat abstürzen lassen. Einen Fußmarsch zum anderen Ende des Viertels kann ich gerade wirklich nicht gebrauchen. Außerdem steht der Automat dort zu nah am Zaun. Insbesondere seit den Wasser-Aufständen im Februar wimmelt es dort vor Sicherheitspersonal.

Doch die Angst war unbegründet, ein letztes Flackern und die fröhliche Stimme hallt wieder durch die Häuserreihen. „Sie haben das Super-Spar-Angebot gewählt. Für den unschlagbaren Preis von nur 50€ schenken wir Ihnen fünf Stunden höchster Glückseligkeit.“ Ich verdrehe die Augen, „schenken“.

Zum Glück sieht der Automat das nicht, dem bösen Roboter würde ich glatt zutrauen, wegen so einer Frechheit abzustürzen. „Sollten Sie nicht über finanzielle Zahlungsmittel verfügen, steht Ihnen unsere kundenfreundliche und praktische Bezahlungsmethode via Erinnerungstransfer zur Verfügung. Bevorzugen Sie diese Zahlungsmethode, drücken Sie bitte Taste A.“

Ich hämmere auf Taste A, dieser Automat raubt mir noch den letzten Nerv. Meine Hände zittern immer stärker und mir ist kalt, ich kann nicht ewig hier warten. In meiner Ungeduld kommen mir die wenigen Sekunden bis zum Öffnen der Klappe unendlich vor. „Bitte platzieren Sie ihre Stirn vor dem Sensor, anschließend wählen Sie eine Erinnerung und folgen den Anweisungen in Ihrem Kopf.“

Erschöpft lasse ich meinen Kopf gegen den Sensor sinken und schließe die Augen. Wie in einem Auswahlmenü ziehen meine Erinnerungen vorbei – es sind nicht mehr viele. Die Stimme, die nun in meinen Kopf dringt, ist nicht mehr fröhlich. Schließlich zahle ich ja auch nicht mit Geld, da kann man am Kundenservice sparen. Ein bitteres Lachen entfährt mir.

Die Stimme ist tiefer, dunkler, bedrohlich. Vielleicht bilde ich mir das auch ein, weil ich weiß, was jetzt kommt. „Sie können zwischen 5 Erinnerungen wählen“, informiert mich die Stimme in meinem Kopf. Ich zappe

noch einmal durch die Erinnerungsfetzen: Der Kindergeburtstag meiner kleinen Schwester, eine Autofahrt mit Freunden, an die ich mich nicht mehr erinnere, Tanzen im Regen, eine junge Frau, die einen Hund streichelt, mich anlächelt und mir bedeutet, zu ihr zu kommen und noch einmal die gleiche Frau, wie sie sich in einem Sommerkleid vor dem Spiegel dreht. Ich zögere kurz und wähle dann Erinnerung zwei. Erinnerungen mit unbekanntem Personen sind nichts, woran ich festhalte. Warum ich Erinnerung vier oder fünf nicht wähle, weiß ich nicht.

Es sticht in meinem Kopf, dann ist es vorbei. Ich fühle mich kurz leer und meine Gedanken sind wie in Watte gepackt. Dann spüre ich, wie es beginnt. Ich höre auf zu zittern und mir wird angenehm warm, ich lächle. „Vielen Dank, dass sie Euphoria™ genutzt haben. Bis zum nächsten Mal“, ruft der Automat mir hinterher, während ich beschwingt die Gasse entlangmarschiere.

Der Geruch nach Müll und Armut macht mir nichts mehr aus. Ich nehme mir vor am Zaun entlang zu gehen, wo die Reichen wohnen. Es ist so schön die Häuser zu betrachten, wenn alles dort leuchtet.

*

Als ich am nächsten Morgen erwache brummt mein Kopf und mir ist wieder kalt. Fröstelnd ziehe ich die Decke um mich – ich fühle mich leer. Und wieder einmal kommt

mir der Gedanke, wie ich hier enden konnte. Ich erinnere mich an meine erste Nutzung von Euphoria™. „Das ist super“, sagte jemand, den ich nicht mehr kenne. „Und du brauchst nicht mal Geld. Du bezahlst einfach mit deinen negativen Erinnerungen und fühlst dich für ein paar Stunden richtig gut.“

Dass die negativen Erinnerungen schnell aufgebraucht sind, daran hatte damals keiner von uns gedacht.

Anfangs führte ich noch Buch darüber, welche Erinnerungen ich aufgab. Ich arbeitete mich von schlecht nach gut. Den Start machte der Tag, an dem meine Mutter ihre Arbeit verlor und wir weit weg vom Zaun ziehen mussten. Anschließend verbrauchte ich neutrale Erinnerungen – ein Witz im Matheunterricht oder ein Spaziergang am ausgetrockneten Ufer des Sees. Doch irgendwann hörte ich auf. Es war sinnlos, Buch über Personen zu führen, deren Namen mir nichts sagten und deren Gesichter einer weißen Leinwand glichen. Später tauschte ich mich mit anderen über unsere Erinnerungen aus, bevor wir zum Automaten gingen. „Du warst so verzweifelt, dass du keine unwichtigen Erinnerungen mehr hattest, dass du mit einem Stein auf den Automaten eingeschlagen und ihn angeschrien hast“, erzählte mir jemand, dessen Namen ich nicht weiß. Das wirkte noch lustig und harmlos. Doch als ich die Erinnerung an meine Eltern aufgab, um zum Super-Spar-Montag für diese besonders große Erinnerung sogar fünf Tage

Glück zu erhalten, hörte ich auch damit auf. Ich konnte nicht ertragen, wie mir jemand von Menschen erzählte, die ich lieben sollte. Denn ich fühlte nichts.

*

Ich stolpere aus der Tür und falle zu Boden. Eine Nachbarin rümpft die Nase „das ist eine von diesen Euphoria™-Junkies“, giftet sie angeekelt, während ich mich aufrapple.

„Das ist wohl der Preis des Glücks“, murmelt ein anderer und blickt mir mit verhangenen Augen nach.





19 - 25 Jahre

So viel Glück, es ist zum Kotzen

Sie weiß nicht, welche Musik sie hören will, die ihrer Wut gerecht werden könnte. Sie zieht die Haustür hinter sich zu und setzt die Kopfhörer auf, dann geht sie los Richtung Feld. Sookee dröhnt aus ihren Kopfhörern, langsam trabt sie los.

Sie ist froh, das Haus verlassen zu haben, rauszukommen aus der Enge. Seit fünf Tagen ist sie in der Heimat und sie hatte gehofft runterzukommen. Die letzten Wochen waren stressig, viel zu stressig, sie hat sich mal wieder zu viel vorgenommen. Der Refrain setzt ein und sie zieht ihr Tempo an, läuft vorbei an dem Haus einer früheren Freundin und verspürt das Bedürfnis, sich nach Jahren mal wieder bei ihr zu melden. Das Lied wird schneller und härter, ihre Füße treffen im Rhythmus auf den Asphalt.

Gekommen ist sie, um abzuschalten. Von ihrem stressigen Alltag, von der Politarbeit, von den Szenemackern, die ja so super aware sind, aber alle Carearbeit dann doch an den FLINT* Personen hängen lassen. Und auf der Arbeit, da kocht immer sie den Kaffee für alle und der Kollege nur für sich. Und in der Uni... naja, davon braucht sie gar nicht anfangen. Verkorkste Seminare mit wenig sensiblen Lehrkräften, denen sie dann in den zwei Minuten, die sie für das Thema eventuell mal übrighaben, die Relevanz von Critical Whiteness für den Fachbereich Psychologie erklären soll. Das hat sie sich zwar über Jah-

re hinweg angelesen und diverse Workshops dazu besucht, aber wenn es den Damen und Herren der Universität zu Köln nicht innerhalb weniger Minuten in Gänze verständlich ist, dann muss die Diskussion wohl abgebrochen werden, denn man muss sich ja noch ein theoretisches Modell anschauen. Sie bezweifelt, dass irgendjemand ihren Empfehlungen an Büchern und Spotifyoptionen von Expert*innen zu den Themen nachgeht. Stattdessen: keine Diskussion zulassen, wenn man keine Ahnung hat, die Autorität muss ja gewahrt werden, ist ja auch ein unangenehmes Thema. Was unangenehm für sie ist: danach vor Wut weinend zu Hause zu sitzen, weil keine*r den Diskussionsbedarf versteht oder verstehen will, weil sie das Gefühl hat, nur wieder als die anstrengende Linke wahrgenommen zu werden, und weil diese Personen als Therapeut*innen arbeiten, ohne sich jemals ernsthaft mit Diskriminierung auseinandergesetzt zu haben. Außerdem wird sie am Ende des Semesters benotet, von der Frau, die sie gerade so unverhohlen abgewürgt hat.

Inga Adams
23 Jahre



Ihr kommen zwei Mädchen entgegen. Eine von ihnen ist eine Schulfreundin ihrer Schwester. Von Instagram weiß sie, dass die andere ihre Partnerin ist. Sie möchte schreien: „Ihr seid queer, können wir reden, bitte lasst uns über Queerness reden, alle sind hier so cis-hetero.“ Aber sie lässt es dann doch lieber und nickt nur freundlich. Für eine kurze Sekunde verlangsamt sich ihr Schritt, dann joggt sie schneller weiter.

Sie dachte also hier mal abschalten zu können über die Feiertage. Selbstverständlich war das ein Irrtum. Die Fragen, die ihr Unbehagen auslösen, sind nur andere als in der Großstadt: „Wie läuft dein Bi-Experiment?“ oder „Dieses.... Ehm Binär-Sein, ist das für dich auch ein Thema?“ zum Beispiel. Also weiter unbezahlte Bildungsarbeit, die so viele Menschen da draußen sehr viel besser machen als sie, einfach, weil die Leute das von ihr erwarten. Also weiter darüber diskutieren, wann das Nennen der so genannten Herkunft einer Person von Relevanz ist und wann nicht, warum Monogamie nicht die einzige Option ist und nebenbei erläutern, dass Klassismus und Ableismus übrigens auch noch existieren.

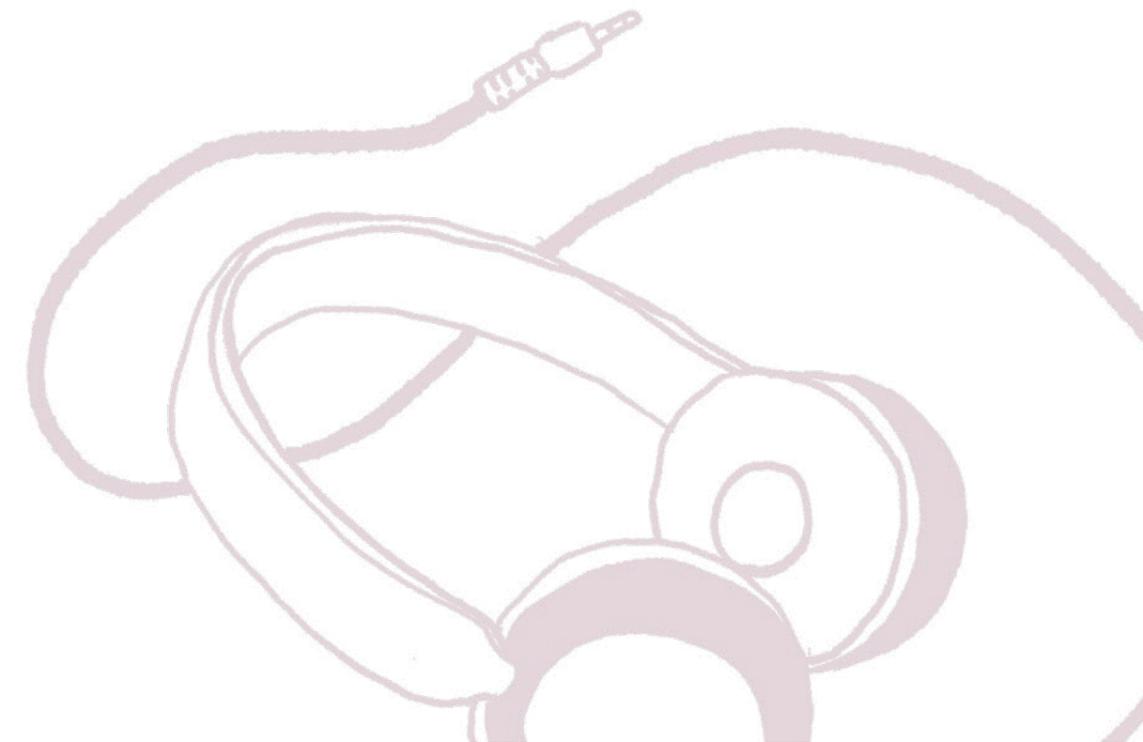
Der ganze Feldweg ist übersät von Regenwürmern. Sie versucht auf keinen zu treten, aber manchmal ist sie unsicher, ob sie nicht doch einen erwischt hat. In ihr steigt eine beängstigende Zerstörungswut auf, und gleichzeitig fühlt sie sich schuldig dafür, dass sie vielleicht einen getötet haben könnte.

Schuld ist ein großes Thema für sie. Sie fühlt sich schuldig, wenn sie nichts sagt, obwohl sie es sollte. Sie fühlt sich schuldig, wenn das, was sie sagt, ihrem Gegenüber vor den Kopf stößt. Sie fühlt sich schuldig, weil sie denkt, das Falsche gesagt zu haben, weil sie Situationen nicht erkannt hat, oder für andere gesprochen haben könnte. Sie fühlt sich immer schuldig, und diese Schuld kann sie kaum mehr ertragen, vor allem, weil sie weiß, dass sie einfach nur Glück hatte, dass sie sich schuldig fühlt. Denn schuldig fühlt sich nur, wer nicht betroffen ist.

Bis zu der Kreuzung, an der sie gerade angekommen ist, läuft sie eigentlich nie. Sonst läuft sie eine halbe Stunde, ihr Handy zeigt an, dass die schon um ist. Sie fühlt sich dennoch kaum ausgelaugt, sondern wütend. Und schuldig.

Wenn sie abends da liegt und darüber nachdenkt, was sie den Tag über alles falsch gemacht hat, dann greift sie gerne zu einem Buch. Am besten zu einem, von dem sie was lernt. Auf ihrem Nachttisch liegt bell hooks neben Audre Lorde. Letztens hat sie sogar etwas von Holzkamp gelesen, nur um festzustellen, dass er auch nur ein alter weißer Mann ist. Sie liest diese ganzen Bücher, um eine Existenzberechtigung in den linken Kreisen zu verspüren. Damit sie Debatten führen kann, damit sie sich legitimiert fühlt. Aber da kommt sie nie hin. Sie stößt immer nur auf Wissenslücken, auf Fehler, die sie macht, auf Privilegien, die sie nicht bemerkt hat, und dann fühlt sie sich wieder schlecht, weil sie so ein verdammtes Glück hatte, dass sie kotzen könnte. Sie kann sich aussuchen, ob sie in Debatten eintreten möchte oder nicht. Trotzdem ist sie am Abend so erschöpft, von den Debatten, die sie führt, dass sie Erholung braucht. Und dann backt sie Kekse für ihren Opa, weil er die so gerne isst und nicht selbst backen kann, weil... naja... das haben immer Frauen für ihn gemacht. Die Frau, die es jetzt für ihn macht, ist eben sie.

Ihr Gedankenkarussell dreht sich immer weiter, sie merkt wie ihr schwindelig wird, von ihren eigenen Gedanken und ihrer eigenen Unzulänglichkeit. Sie sprintet los, wird immer schneller, um den roten Faden einzuholen, den sie verloren hat. Dann bleibt sie stehen, beugt sich über das Stück Wiese am Rande des Feldes und übergibt sich.





Inga Miksch
21 Jahre



19 - 25 Jahre

Kinder ohne Namen.

UN-Kinderrechtskonvention

Artikel Sieben: Registrierung - Name -
Staatsangehörigkeit

Absatz eins

„Das Kind (...) hat das **Recht auf einen Namen** von Geburt an“

I.

Ich habe einen Namen.
Einen Namen,
den mir meine Eltern gaben.
Mit Bedacht ausgesucht,
aus einem finnischen Kinderbuch,

II.

Es gibt Kinder,
die haben Namen,
bei denen muss man nochmal nachfragen,
wie man sie richtig ausspricht.
Da gibt es,
Probleme mit dem Aussprechen,
als würde es einem die Zunge zerbrechen.

k o m p l i z i e r t .

III.

Und dann:
Dann gibt es noch
Kinder ohne Namen.
K i n d e r o h n e N a m e n .

Das heißt nicht,
dass es keine Eltern - zu den Kindern gibt,
die ihnen Namen gaben.
Das heißt nicht,
dass sie nicht genug geliebt werden, geliebt
wurden,
für das Tragen von schwierigen
Konsonanten-Vokal-Kombinationen,
mit denen man behördliche Unterlagen
ausfüllen könnte.
Ihre Namen werden nur nicht gesagt,
paraphrasiert,
erfragt,
oder buchstabiert.

Kinder ohne Namen.

Wir nennen sie:
„Kinder aus bildungsfernen Schichten“
„Hungernde Kinder in Afrika.“
„sozial schwach“

**Doch sind es die Namen, die sie wirklich
tragen?**

Wie Jacken, die sie im Winter warmhalten?
Doch sind es die Namen, die sie wirklich
tragen?
wie starke Schultern, an denen sie sich
festhalten können?

Wir nennen sie:

„Kinder aus bildungsfernen Schichten“

So nimmt sich die sog.
„Bildungsschicht“ heraus,
über -Menschen, die von Armut
betroffen sind- zu richten?
Das ist keine Bildung. Das ist Stigma.

„Hungernde Kinder in Afrika.“

Afrika ist kein einziges großes
Entwicklungsland.
Afrika ist nicht nur ein riesiger
trauriger Regenwaldbrand,
Afrika ist ein komplexer Kontinent mit
Menschen.
Diese Welt ist ein riesiges Land,
mit geschlossenen innerstaatlichen
Grenzen.

„sozial schwach“

schwach: ein Armutszeugnis für
unseren „Sozialstaat“
Linguistisch ist diese Bezeichnung eine
Straftat.
Ja - so nennen wir die Kinder ohne
Namen.

Doch,
**ich will das Kind
beim Namen nennen.**

Jedes unbegleitete minderjährige geflüchtete
Kind,
das beim Drachenkampf im Märchenwald,
niemals gewinnt.
Niemals die Festung Europa erreicht.
Moria. [Kein Disney-Film]
Moria.
Dort haben die Kinder wohl keine Namen.
Moria.
Vielleicht weil die Eltern fehlen,
die Eltern, die diesen Kindern ihre Namen
gaben.
**Unbegleitete minderjährige geflüchtete
Kinder.**

Nenn‘ das Kind beim Namen.

Auch wenn du seinen:ihren Namen nicht
kennst.
Weil dieses Kind
vielleicht gerade
rennt.
flieht.
schreckliches,
nicht kindergerechtes,
sieht.
Nenn‘ das Kind beim Namen.
auch wenn du seinen:ihren Namen nicht
kennst.

Und in der Wohnung über uns:
Zweiter Stock. Fachwerkhaus. Kleinfamilie.
Trampeln die Kinder unseres Vermieters,
„Es ist sicher wieder Timmy“ - weiß‘ aus
Erfahrung:
hört gleich auf.
Ist schon fünf vor sieben,
dann kommt der Sandmann auf KiKa,
da bin schon ich früher,
mit großen Augen,
still geworden und still geblieben.

Kinder mit Namen.

Der Sandmann bringt nur Kinder ins Bett,
die um kurz vor sieben auf dem Sofa sitzen.
Die Zahnfee kann nur Kindern Goldmünzen
unters Kissen legen,
die abends ihre Ohren für
Gutenachtgeschichten spitzen.
Der Weihnachtsmann bringt nur Kindern
ihre Geschenke,
die einen Briefkasten besitzen.

Glück gehabt.

Ich hab einen Namen,
mir hat jemand einen gegeben.
Ein Name für ein Leben.
Bleibt wie ein Kaugummi an der Schuhsohle,
für immer an mir kleben.

Glück gehabt.

In Deutschland geboren.
Aufgewachsen im Land der Denker, der
Dichter:innen, der großen Autoren.
Willkürliche Kombination von
Zufallsfaktoren.

Glück gehabt.

Weiß gelesen -
trotz schwarzer Tinte in meinem Füller.
Personalausweis - kann ich zeigen,
wenn jemand mir mit >>Passport Please<<
kommt.

Staatsangehörigkeit, Nationality,
Nationalité.
Geburtsort, Place of birth, Lieu de naissance.
Vorname, Given Name, Prénom.

Glück gehabt. - Hab ich alles.

Aber: Was soll das heißen?
Ja ich bin deutsch,
doch es fehlt der korrelierende Nationalstolz.
Will meinen Reisepass
und die damit verbundenen Ländergrenzen
zerreißen.

Glück gehabt.

Ich habe einen Namen,
einen Namen,
den mir meine Eltern gaben.
Mit Bedacht ausgesucht,
aus einem finnischen Kinderbuch,

Und vielleicht ist es nur ein Name?

Nur eine Projektion.
und die zugesprochene Bedeutung dahinter
- nur Illusion.
Vielleicht ist es nur ein Name?

I. II. III.

Kinder mit,
Kinder mit komplizierten,
Kinder ohne N A M E N.

>>Passport Please<<
Es ist mehr als nur ein Name.

Wenn ich in der Jahrmarktschlange warte,
ist er meine **Eintrittskarte**,
für Achterbahnfahrten durch
Alltagssituationen,

er ist der **Rahmen**,
Für alle Annahmen,
die in mich hineingelegt werden.

Er ist das **Filmvorführgerät**,
das meinen Schein,
durch mich hindurch,
an die weiße Wand,
dieser Tage,
projiziert.



Glück gehabt.
Ich kann das Glück nicht immer spüren.
Glück gehabt.
muss meine Aufenthaltserlaubnis,
nicht immer mit mir führen.
denn,
ich bin ein „Kind mit Namen“,

Und mein Name steht nicht allein für sich.
er bringt mir Glück,
er beschreibt meine Rechte,
vielleicht auch mich.

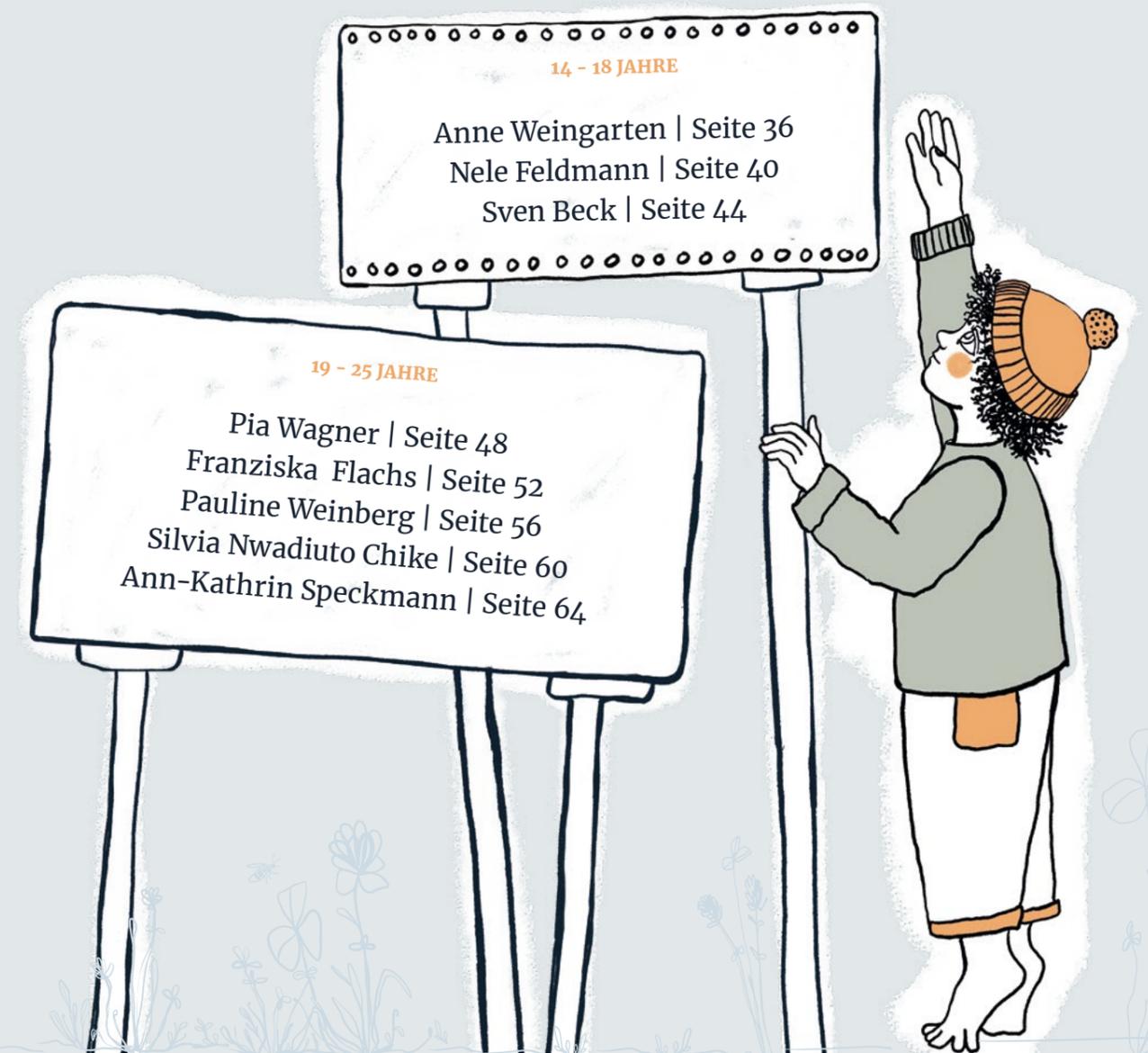
Mein Name.
brech' ich mir beide Arme,
ist er meine Krankenversicherung.
Möcht' ich ein Haus, für meinen
Fensterrahmen bauen,
ist er mein Bausparvertrag,
[Und somit mein Fenster zur Welt.]
Sitz' ich aufgeregt in meinen
Hochschulexamen,
ermöglicht er es mir erst,
durch die finanzielle Unterstützung meiner
Eltern,
in meinem Federmäppchen, nach meinem
Bleistift zu kramen.
Mein Name ist mein Privileg,
das mir groß in schwarz auf meine [schon
immer] weiße Stirn geschrieben steht.
Privileg.

UN - Kinderrechtskonvention
Artikel Sieben: Registrierung - Name -
Staatsangehörigkeit
Absatz eins
„Das Kind (...) hat das Recht auf einen Namen
von Geburt an“

Nenn das Kind beim Namen.
doch ich bin bereits erwachsen.
aus meinen Kinderschuhen rausgewachsen,
brauche meinen Namen,
nicht mehr.
nicht mehr so sehr,
wie ihn andere bräuchten.

Kann ich ihn jetzt abgeben?
Also so im All-Inclusive-Paket, mit meinen
ganzen Privilegien?
In ein Kinderzimmer [oder sonst wo] hinein
schweben?
Einem Kind ohne Namen,
unter das kleine Kopfkissen legen?
Wenn es seinen ersten Zahn verliert,
Kann ich Zahnfee spielen, nur für eine Nacht.
Die sein, die über die Rechte der Kinder
wacht.
Mein Glück, zumindest meinen Zweitnamen
teilen.
Chancengleichheit.
Lass mich noch ein bisschen in diesem
Gedanken verweilen.
bis sich das Glück,
das Glück beginnt zu teilen.

Nominierungen





Anne Weingarten
16 Jahre



14 - 18 Jahre

Von den Klängen einer Ney in der Wüste

Dunkelheit. Mein Freund und Verräter. Sie liegt über allem, lässt die Explosionen nur noch heller in den Himmel schießen. Ein Geruch nach Staub und Feuer hängt über allem, in allem. Um uns karge Steppe, ich kann sie inzwischen mit geschlossenen Augen sehen. In uns Wüste, die alles bedeckt, aber nichts vergehen lässt. Von den fernen Felswänden hallen Echos wider, lassen um, lassen in uns nie Ruhe einkehren. Der metallische Geruch von Blut hängt in den Gräben, zu viel Blut, um wieder gesund zu werden. Hakima. Dayyan. Zarif. Jawahir. Tote, die ihren Tod nicht wollten. Geister, die ihre Leichen verlassen haben, um in unseren Köpfen eine neue Heimat zu finden. Ich wünschte, wenigstens einer von ihnen hätte im Sterben gelächelt. So bleibt nur die tiefschwarze Nacht, die von keinem noch so grellen Licht durchstoßen werden kann. Schreie, wieder einer mehr. Leyth, glaube ich. Wie lange noch werden sie in uns nachhallen, unsere Wüsten durchwandern? Die Sturmgewehre spucken ihren unaufhörlichen Strahl aus leeren Patronen aus. Ich wünschte, es wäre Wasser. Dass

ich im Regen tanzen könnte, während mir die Tropfen ins Gesicht fallen. Der Gedanke schnürt mir die Brust zu, weckt das Bedürfnis, mein Herz zu greifen, um mich zu vergewissern, dass die Erinnerungen noch darin sind. Meine rissigen Fingerkuppen erfühlen Feuchtigkeit, wollen sich darin versenken, aber ich halte verwundert inne, blicke prüfend in den Himmel. Es regnet nicht. Nur von meiner Brust läuft ein stetes Rinnsal von Dunkelheit. Raed stürzt auf mich zu. Was kann ihn, der mit seinen Geschichten die endlosen Stunden besiegte, dessen Stimme sanft wie dunkler Donner grollt, erschrecken? Blut. Die Umrisse um mich herum verschwimmen, dann verlöschen auch die flackernden Explosionen. Ruhe ergreift mich, erfüllt mich, lässt mich lächeln.

Der sanfte Wind trägt eine Melodie zu mir herüber. Leise Trommeln begleiten eine Ney auf ihrem Weg durch meine Wüste. Für einen Moment schwebte ich neben den Klängen, über hohe Berge, weite Ebenen und unsichtbare Grenzen. Raed, die Trommeln erinnern



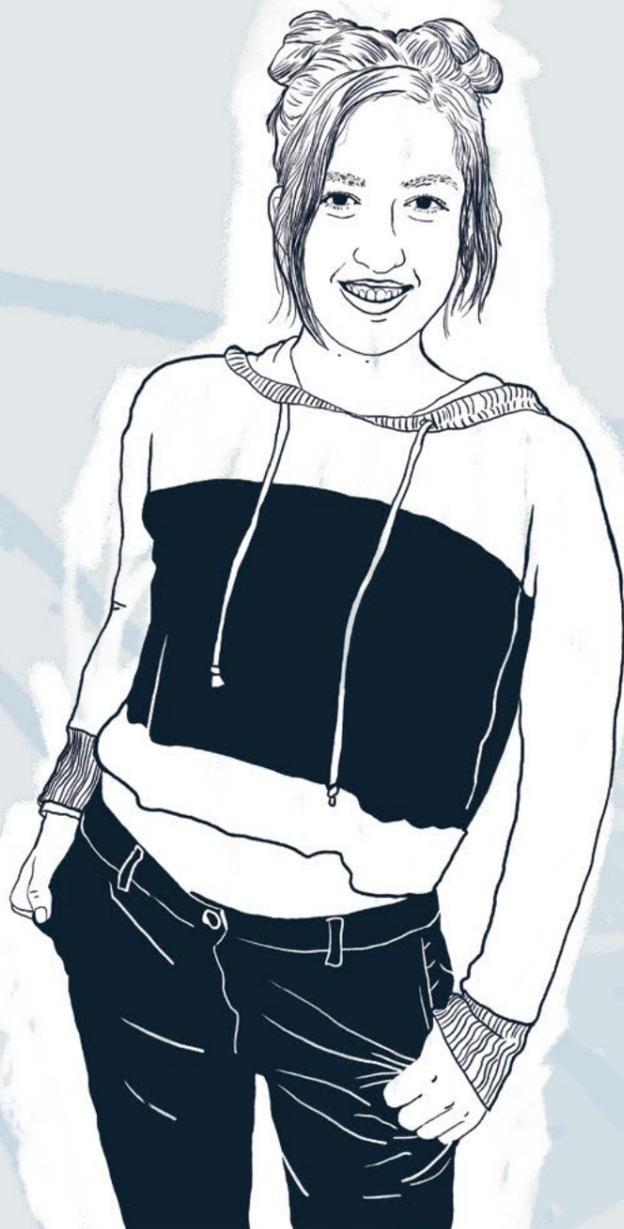
mich an den Klang seiner Stimme. An uralte Geschichten voller Liebe und Geborgenheit. Glück inmitten des Unbegreifbaren. Raed. Seine Stimme ist es, die mich in die Gegenwart zurückholt. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne brechen durch die Wolkendecke und lassen in mir den Schmerz aufflammen. Er ergießt sich durch meinen Körper, schwappt in Wellen umher, pulsiert ungezähmt. *Hör genau hin*, flüstert Raed. Ich versinke durch das Schaukeln des Jeeps immer weiter in seinem Schoß, während er mir leicht durch das Haar streicht. Ich will ihn fragen, wo wir sind, aber ich habe nicht genug Luft dafür, nicht einmal genug zum Atmen. *Scht*, murmelt er. *Nicht reden*. Dann setzt kaum hörbar die Musik wieder ein. Ich würde schwören, dass sie von ihm kommt, aber sein Gesicht ist so unbewegt wie immer. Die zarten Töne reiten auf den Wellen aus Schmerz, wandeln sie zu ihresgleichen. Irgendwann bestehe ich nur noch aus dumpfen Trommeln, die zerbrechliche Klänge stützen.

Später bekomme ich mit, wie ich in ein Zelt gebracht werde. Sie wollen mich nicht verlieren, weil ich die ungezählten Höhlen der Gegend auswendig kenne. Raed ist fort, aber sein Lied ist geblieben. Ein sanftes Trommeln des Herzens, vermischt mit dem sehnsüchtigen Wehklagen der Seele. Beides wird stärker, sie überdecken den Schmerz, der in jedem Sandkorn meiner Wüste liegt. Den alten, der mit den im Sand Verscharten kam, und den neuen, der mit dem Regen kam. Ich sinke zurück in die Schwärze. Fühle die vorsichtige Berührung des Wassers, welches mich trägt. Lausche den Gesängen der Wale, die ich hören, aber doch nicht verstehen kann.

Das Grollen halte ich erst für Raeds Stimme, aber es wird von gebellten Befehlen durchschnitten. Das Aufheulen von Motoren und das Rattern von Gewehren dringen zu mir durch, ehe ich es schaffe, die Augen zu öffnen. *Hände hoch! Alle! Hey, ich habe gesagt: Hände hoch!* Ich verstehe nicht. *Siehst du nicht, dass er nur ein angeschossenes Kind ist? Er kann seine Hände nicht bewegen, also hör endlich auf, ihn anzuschreien!* Wer redet da? Ihre Lampen blenden mich, lassen mich nur erahnen, dass es Fremde sind. In mir steigert sich der Schmerz ins Unermessliche. Die vertraute Melodie der Ney beginnt wieder, lässt mich die Augen schließen. Nicht bewegen. Immer noch die Fremden, aber inzwischen noch mehr. Was sie wollen, habe ich auch jetzt noch nicht verstanden. Wollen sie uns töten? Eher nicht, das hätten sie längst getan. Was dann? Wieder explodiert der Schmerz, während sie mich in einen LKW tragen. Über mir am Himmel leuchten die Sterne hell wie immer schon, aber ich kann sie nicht sehen. Die Scheinwerfer der Fahrzeuge lassen alles in grelles Licht oder tiefschwarze Dunkelheit fallen. Den Sternen ist es gleich, was unter ihnen passiert. Ob Tiere sterben, Feinde sterben. Lichtkegel gleiten über den Boden. Es ist nur ein Bruchteil einer Sekunde, aber er verschiebt meinen Schmerz und potenziert ihn. Raed – Freunde sterben. Der Geschichtenerzähler, der große Bruder. Wieder einer mehr, den die Dünen in mir verdecken müssen. Wieder einer mehr, der den bitteren Strom des Verlustes speist, während sein Schmerz jeden vorherigen übertrifft. Es dauert lange, bis ich wieder in die Einsamkeit des Meeres eintauchen kann.

Das Meer ist meine einzige Zuflucht. Ich sinke so tief wie nie zuvor, lerne die glasklare Kälte des Wassers zu schätzen, weil sie jeden Schmerz erstickt. Selten höre ich den Ruf eines einzelnen Wales, aber er verhallt jedes Mal ungehört in der Ferne. Manchmal meine ich, aus den Augenwinkeln Sterne zu sehen, aber sie verschwinden, sobald ich sie betrachten will. Die Unbewegtheit des Wassers wird ab und an von Berührungen unterbrochen, aber sie haben keine Bedeutung. Etwas dringt zu mir durch, lässt mich aufhorchen. Nein, ich habe mich nicht verhört, wenn ich lausche, kann ich etwas hören. Eine Ney, gestützt durch kaum hörbare Trommeln. Trotz der geringen Lautstärke bemerke ich es sofort, als sich unsicher eine zweite Ney einschleicht. Verwundert öffne ich die Augen. Eine Fremde sieht mich lächelnd an, sagt, *Du hattest Glück. Wirkliches Glück, das zu überleben*. Nein, schüttele ich stumm den Kopf. Glück wäre, an der Seite von Raed gegangen zu sein.





Nele Feldmann
17 Jahre

14 - 18 Jahre

Glücksflieger

Ein leichter Spätsommerwind wehte durch meine Haare, während ich langsam, jeden Schritt auskostend, über das Flachdach schritt. Meine Augen waren starr auf das gerichtet, was vor mir lag. Meine Füße führten mich schon beinahe von alleine über die Kieselsteine, die bei jedem Schritt ein leises Knirschen von sich gaben.

Irgendwann war das Geräusch verschwunden. Stille kehrte ein. Meine Füße waren stehengeblieben, mein Blick war noch immer gen Himmel gerichtet. Seine blaue Haut wurde bereits von einem orangenen Film überzogen, in dessen Mitte der leuchtend rote Sonnenball schien. Seufzend gab ich dem Gewicht meines eigenen Körpers nach und ließ mich, keinen Meter vom Dachrand entfernt, nieder. Beinahe schon automatisch schob sich ein kleines, zartes Lächeln auf meine Lippen. Ich liebte diesen Moment. Nahezu jeden Abend genoss ich diese wertvollen Minuten der Auszeit.

Wieder war das Knirschen von Kies zu hören. Verwundert brach ich den Kontakt zum Licht ab und richtete meine Aufmerksamkeit stattdessen auf das, was sich rechts von mir abspielte. Auf der anderen Seite des Abgrunds – es mögen keine sechs Meter sein, die die beiden Häuserblöcke trennten – näherte sich ein Junge. Ich befahl mir selbst, meine Aufmerksamkeit der Sonne zu widmen, ganz von alleine schnellten meine Augen jedoch immer wieder zu dem Fremden.

Auf einmal war alles wieder still: kein Knirschen, keine Schritte. Vorsichtig wagte ich es, zunächst nur hinüber zu schielen, um schlussendlich doch den ganzen Kopf mitzudrehen, sodass ich mir die Person genauer anschauen konnte. Die zerzausten Haare des Jungen wirkten genauso orange wie das Sonnenlicht, welches sie beschien, und während ich meine Füße zum Körper gezogen hatte, ließ er sie an der Fassade des Hauses herunterbaumeln.

Ich sah, wie sein Blick langsam zur Seite glitt. Augenblicklich schnellte mein Kopf in seine Ausgangsposition. Starr versuchte ich mich wieder auf das verzaubernde Farbenspiel in weiter Ferne zu konzentrieren, jedoch rasten meine Gedanken immer wieder herüber zu meinem unerwarteten Besuch. Ich kannte ihn nicht. Ich konnte mich nicht einmal erinnern, ihn je irgendwo gesehen zu haben. Allerdings kannte ich das Haus, in dem er zu wohnen schien. Es war nicht eines der besten Gebäude in der Stadt. Die Wohnungen waren klein, die meisten Familien, die dort lebten, waren froh, wenn sie am Ende des Monats über die Runden kamen.

Mitleid machte sich in meinem Herzen breit. Ich hatte das Glück, in einer Familie zu leben, die mich finanziell in all' meinen Träumen unterstützte. Ich hatte das Glück, mir nie über schlechte Noten Gedanken zu machen und meine Freizeit mit Hobbys zu füllen. Und er...? Wie viel Glück konnte er schon in seinem Leben gehabt haben?

Ein Rascheln holte mich aus meinen Gedanken und warf mich zurück in die Realität. Dennoch wagte ich es zunächst nicht, nachzuschauen, was das Geräusch verursacht hatte. Erst, als mit einem Mal etwas Weißes durch mein Sichtfeld zischte, blickte ich erneut zur Seite. Mit einem auffordernden Lächeln auf den Lippen nickte der Junge zu mir herüber. Verwirrt und doch mit einer Spur aus Neugierde folgte ich seinem Blick bis hin zu dem Papierflieger, der einen Handgriff entfernt von mir gelandet war. Schnell fischte ich das weiße Ding vom Untergrund und versuchte, die mit einem blauen Kugelschreiber geschriebenen Worte zu entziffern: „Geht es dir gut?“ Falten legten sich auf meine Stirn und ich brauchte einen Moment, bis ich mich an den Versender wandte. „Ja,

wieso sollte es nicht?“ Ein Schulterzucken, mehr bekam ich nicht als Antwort. Kurz darauf zeigte der Fremde allerdings in Richtung des Papierfliegers, klatschte einmal in die Hände und ließ diese geöffnet. Kurz zögerte ich. Schließlich aber holte ich leicht aus und schickte das Papier zurück zu seinem ursprünglichen Besitzer.

Interessiert beobachtete ich, wie er erneut zu seinem Kugelschreiber griff und etwas auf das Papier kritzelte, bevor er dieses zusammenfaltete und herüberwarf: „Du sahst so alleine aus.“ Meine Augen zogen sich leicht zusammen, als ich die Worte meines Nachbarn entzifferte. Er saß doch genauso alleine hier wie ich.

„Wer bist du?“ Stille. Ich erhielt keine Antwort. „Kannst du etwa nicht sprechen?“ Ein kleines Lachen entfuhr meinen Lippen. Ich hatte die Frage nicht ernst gemeint. Und umso heftiger traf es mich, als der Junge völlig ernst mit dem Kopf schüttelte. „Du bist stumm?“ Unglauben war aus meiner Stimme zu hören. Dieses Mal nickte er. „Tut mir leid.“ Auch wenn mir das Lächeln aus dem Gesicht gerutscht war, saß seines noch immer perfekt auf seinen Lippen. Und auch das begleitende Schulterzucken wirkte so gleichgültig, dass ich es kaum ernst nehmen konnte. Ich dachte, ich konnte von Glück sprechen, dass ich anders aufgewachsen war. Mit einer Stimme. In einem großen Haus. Mit allen sich bietenden Möglichkeiten.

„Wieso bist du alleine?“, lautete die nächste Frage, auf die der Fremde wenig später eine Antwort wollte. „Es wollte niemand mitkommen.“ Sein Lächeln verwandelte sich in ein trauriges. Es wirkte beinahe, als täte ich ihm leid. Aber wieso? Sollte es nicht genau andersherum sein?

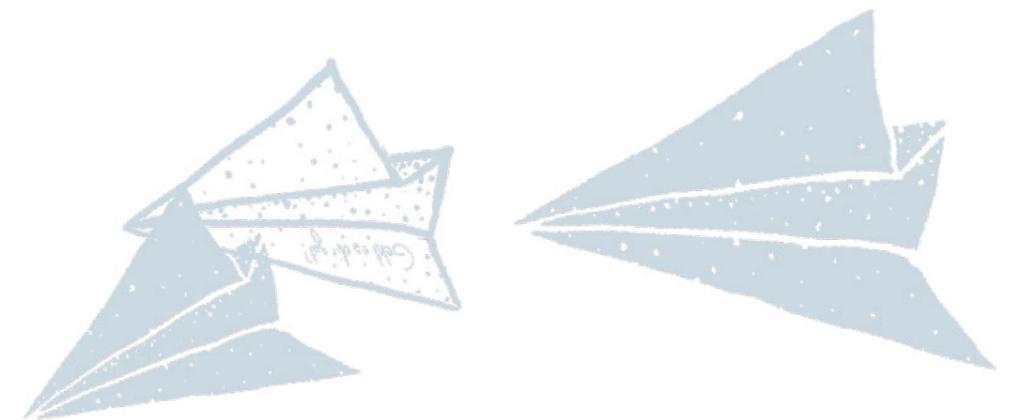
Wieder tauschte der Papierflieger die Seiten. Erst einmal zu ihm, dann zurück zu mir: „Du kannst gerne herüberkommen, wenn du willst.“ Ich blickte zum Jungen, ich blickte zum Flieger, ich blickte zum Jungen. Schließlich schüttelte ich den Kopf.

Der Junge erhob sich. Ein aufmunterndes Lächeln schenkte er mir noch, dann wandte er sich zum Gehen. Doch er verschwand keinesfalls alleine in der Dunkelheit. Ein junger Mann trat aus der Dachtür und umarmte meinen Papierfliegerjungen lächelnd.

Ein Stechen breitete sich in meinem Herzen aus, als ich die beiden sah – zusammen, mit einem Lächeln im Gesicht, dessen Ehrlichkeit ich förmlich spüren konnte.

Hatte ich nicht eben noch gesagt, wie glücklich ich sein konnte, dass es nicht sein Leben war, welches ich besaß. Und saß ich jetzt hier und wünschte mir ganz tief im Innern, wenigstens für ein paar Sekunden mit dem seinen tauschen zu können?

Hatte ich nicht gerade eben noch gesagt, ich hätte mein Leben mit einer Menge Glück aufbauen können? Aber wenn dem so war, wieso saß ich dann hier und bezweifelte auf einmal, dass ich je verstanden hatte, was es überhaupt bedeutete, Glück zu haben?





Sven Beck
19 Jahre

14 - 18 Jahre

alles egal, was

Seit Corona ausgebrochen ist, hatte Kalle nicht so viele Menschen gesehen, wie auf diesem Rave. Es war eine warme Nacht. Bunte Lichter wanderten über ihre Köpfe. In einer Club-Mate lösten sie Ecstasy-Kristalle. Holly hatte ihn eingeladen mit ihr herzukommen. Er hatte sie erst vor kurzem kennengelernt. Sie zog sich anders an als die meisten seiner Freunde, war wie die Mochtegern-Alternativen aus seiner Schule, nur ohne das Mochtegern, und sie schminkte sich Glitzersterne unter die Augen. Ihre Wände und ihr Insta-Feed voll von Fotos, Zeichnungen und echter Kunst. Kalle war überrascht, als sie ihn fragte. Er sagte sofort zu. Jetzt bewegte er sich unbeholfen zu Techno-Beats und wartete auf ein Gefühl, das er nie hatte.

Und plötzlich: Hitze! Energie aus allen Poren und der Drang, sie sofort rauszulassen. Er schwitzte, sah zu Holly und sie blickte ihn freudig an. *Sweet Dreams are made of this.* Und es war wie ein Traum. Sie küssten sich. Die Berührung der Lippen, besser als Kalle jemals hätte glauben können. „Wasser!“,

schrie Holly und nahm ihn an der Hand. Sie waren schnell. Sie waren glücklich. „Das ist so krass, das ist, argh, das ist, oh mein Gott, Holly, das ist einfach alles!“, stammelte Kalle. Und sie tranken. Erst als sie zurückliefen, merkten sie, dass etwas anders war.

Die Musik plötzlich aus, stattdessen Gemurmel und hektisches Kramen nach Gesichtsmasken. Polizisten stürmten in die Menge und warfen Leute um. Holly klammerte sich an Kalle, der überfordert und fasziniert zugleich war. Sie schnappten ihre Fahrräder und verschwanden in den Tiefen des Waldes. Noch in Ekstase, machten sie sich mit *Metronomy*-Songs aus der JBL-Box auf den Weg heim. Google-Maps führte sie zu einer Landstraße. Ohne Fahrradweg und Lichter hofften sie das Beste, einen anderen Weg gab es nicht. Zitternd fuhr Kalle mit der Handytaschenlampe voran und Holly folgte dicht an dicht. Es nieselte. Dann sah Kalle Scheinwerfer. „Vorsicht!“, rief er durch den nassen Wind, aber das Motorengeräusch überdeckte seine Stimme bereits und Holly hörte nur ein lautes Hupen vorbeirasen. Noch ein Auto



näherte sich. Jetzt war auch eines auf der Gegenspur. Das könnte es sein, dachte Kalle und biss seine Kiefer aufeinander. Wo war er da reingeraten? Einfach so könnten sie nur noch ein Grabstein mit Blumen an der Straße sein. Die Autos zischten meterknapp vorbei und wieder dieses Hupen. Sie mussten einbiegen. Kalle schrie nach hinten. Keine Antwort. „Holly! Wir müssen abbiegen!“

Nachdem er von der Straße runter war, wartete er eine minutenlange Ewigkeit, bis er sie in der Dämmerung kommen sah. Sie schob ihr Fahrrad am Straßenrand, der Lenker war verdreht. „Gott sei Dank.“ Sie umarmten sich ganz lange, eine Umarmung, die das Leben bedeutete.

Als sie ein paar Stunden später zu zweit auf Hollys Fenstersims saßen, ebte der Rausch ab und die Realität begann. Sie rauchten wie Kaminöfen. Ihre Körper eng an eng. Später lagen sie nackt nebeneinander, aber Sex hatten sie nicht.

„Weißt du“, sagte Holly und tippte ihm auf die Brust, „ich bin froh, dass wir das gemacht haben.“

„Ich auch“, sagte Kalle und küsste sie, „und froh, dass wir noch hier sind.“

„Ich auch“, lachte sie. „Ehrlich gesagt, hätte ich gar nicht gedacht, dass du überhaupt mitkommen willst.“

„Wieso?“, fragte Kalle.

„Ich weiß nicht“, sagte Holly. „Ich hatte mir dich druff gar nicht vorstellen können. Du warst so jemand, der sein Leben im Griff hat für mich.“ Sie lachte.

„Mein Leben ist ein Fuck-Up“, sagte Kalle lächelnd. „Ich tue nur, was erwartet wird, damit das keiner merkt.“

Holly streichelte über seine Wangen. „Ich wüsste nicht, wofür, wenn ich du wäre. Mir ist alles ziemlich egal, weißt du. Das Universum ist das Universum und was sind wir schon gegen das Universum.“

„Vorhin wäre es fast zu Ende gewesen“, sagte Kalle.

Holly nickte heftig. „Eben! Was, wenn wir einfach gestorben wären? So schnell hätte das gehen können! Und so oder so. Die ganze Menschheit ist ein Witz und wird es eh irgendwann kollektiv verkacken, weil die Erde kaputt geht oder alle sich bekriegen.“

„Alles ist egal, was?“, sagte Kalle. Er würde nie so denken. Nichts war egal. Alles hatte Bedeutung.

„Alles ist egal“, sagte Holly.

Kalle zog seinen Arm hinter ihrem Rücken hervor, tippte ihr auf die Stirn und ging ans Fenster. Er drehte sich eine Zigarette und sah auf die Straße hinab. Sie waren im Bahnhofsviertel. Vor der Haustür stand eine Gruppe Dealer. Gegenüberliegend schlief ein Junkie-Paar, gekuschelt unter einer Decke auf dem Bordstein. Die Dealer warteten geduldig und rauchten. Ein Streifenwagen fuhr heran. Normalerweise halten die in Frankfurt nicht wegen zwei Obdachlosen, dachte Kalle. Zwei Polizisten stiegen aus, streiften sich Handschuhe über und klopfen auf die Decke. Die Frau bewegte ihren Kopf. Einer der Polizisten zog die Decke weg. Der Mann lag reglos da, während die Frau sich aufrichtete. Der Polizist gab ihm eine Ohrfeige. Sie sprachen irgendetwas in ihr Mikrofon. Die Frau wurde panisch und fing auch an, den Mann zu schlagen. Seine Hose war zerrissen.

Kalles Zigarette war totgeraucht, er drehte sich eine neue, wollte sehen, was passiert. Nach zehn Minuten kam ein Krankenwagen. Besser ist es. Würden nur Krankenwagen anstatt Polizei herumfahren, wäre die Welt ein besserer Ort. Sanitäter stiegen aus. Die Frau saß am Straßenrand und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Die Sanitäter holten einen schwarzen Plastiksack.

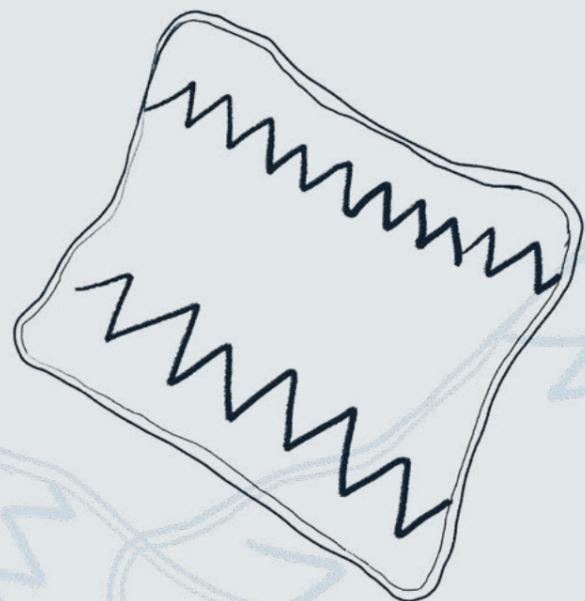
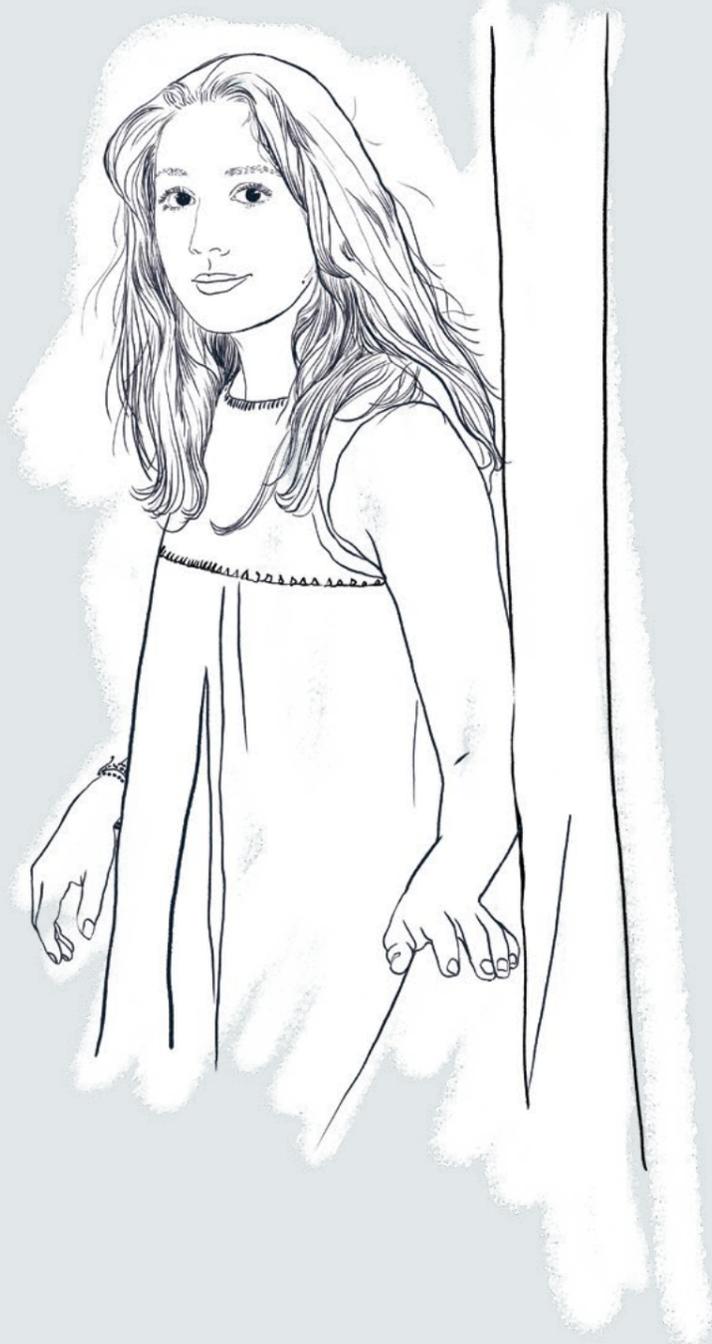
Als Kalle verstand, was geschah, fiel ihm im Schock die Zigarette hinunter. Ein Sanitäter hielt den Beutel auf und der andere zog den Mann, mit Mithilfe der Polizisten, über den Asphalt. Sie sammelten ihn ein, schnürten ihn zu und trugen ihn in den Wagen. Die Polizisten stiegen ein und fuhren ab. Die Sanitäter stiegen ein und fuhren ab. Die Frau saß an der Bordsteinkante und rutschte mit den Beinen ins Liegen herab. Sie weinte.

Kalle verkroch sich wieder auf den Lattenrost zu Holly.

„Und?“, fragte die ihn, „irgendwas Spannendes da draußen?“



Pia Wagner
22 Jahre



19 - 25 Jahre

Brief an Fatimah

Liebe Fatimah,

(Ich habe das „Liebe“ durchgestrichen, weil du vieles bist, aber nicht lieb.)

in dem Sommer, in dem wir uns kennengelernt haben, waren wir 16 Jahre alt. Das ist schon acht Jahr her, aber ich sehe dich noch genau vor mir in diesem Sommer, auf der Schaukel im Park. Dein wehendes Haar und deine Silhouette vor dem blauen Himmel. Ich habe gedacht: gleich hebt sie ab und fliegt davon. Du bist mir so zart und leicht vorgekommen, wie eine Schwalbe. Und wie ein Zugvogel hattest du damals schon eine unvorstellbar weite Strecke zurückgelegt. Du hattest ein ganzes Meer überquert. Ich habe den Atem angehalten, als du dich von der Schaukel abgestoßen hast. Aber du bist nicht davongeflogen, du bist mit beiden Füßen wieder auf der Erde gelandet, mit dem gleichen Lächeln, mit dem du in meinem Leben gelandet warst.

„Jetzt du“, hast du gesagt. Ich habe den Kopf geschüttelt. „Mir wird da schwindelig.“

Wir haben uns in Gras gesetzt, zwischen die Gänseblümchen. Der goldene Ring in deinem linken Ohr hat in der Sonne geblänzt. Später hast du mir erklärt, wieso du nur im linken Ohr einen Ohrring trägst: weil die linke Seite die Seite des Herzens ist und du der Welt mit deinem Herzen lauschen willst.

Weise, mutige, starke Fatimah,

erinnerst du dich an diesen Tag im August, an dem du mir zum ersten Mal deine Geschichte erzählt hast? Die dunkelsten Teile hast du ausgelassen und ich habe nicht nachgefragt.

Während du erzählt hast, sind deine schmalen Hände selbstvergessen über die Grashalme gewandert. Bilder sind vor meinem inneren Auge aufgetaucht: Die Stadt, in der du geboren wurdest. Wie du um die Häuser ziehst, mit offenem Haar, das hinter dir her weht, wie eine Fahne auf der „Freiheit“ steht. Die Blicke der Männer. Die Unruhen, die Schüsse in der Nacht und am helllichten Tag, die abgesperrten Straßen. Dein Vater, mit Sorgenfalten auf der Stirn, der sagt: „Du musst weg. Es wird jeden Tag gefährlicher.“

Aber du wolltest nicht weg. Du hast dich gewehrt, protestiert, geschrien, dich hinter dem Haus auf die sandige Erde geworfen, wo die Rose wuchs, die du für deine Schwester gepflanzt hast. Dann ist auch dein Vater laut geworden: „Willst du, dass sie dir das Gleiche antun wie ihr?“

Bis heute weiß ich nicht, wieso du doch eines Tages aufgebrochen bist, mit nichts als einer Reisetasche unter deinem Arm. Du hast gesagt: „Er hatte Recht. Es wurde jeden Tag gefährlicher.“ Ein Schatten ist über dein Gesicht gewandert und auf meinen sonnenbeschienenen Armen hat sich eine Gänsehaut ausgebreitet. „Ich habe meine Füße gebeten einfach immer weiterzugehen und habe mich nicht umgedreht. Mein Vater hat versprochen, sich um die Rose zu kümmern.“

Und dann hast du leise gelacht, vielleicht über die Vorstellung, wie dein Vater für die Rose singt, so wie du es getan hast.

Singende, dichtende Fatimah,

ich bin mir sicher, dass die Rose in der sandigen Erde hoffungsvoll gewachsen ist unter deinen Liedern, denn die Worte fließen wie Wasser von deinen Lippen. Es waren deine Worte, die mich auf die sanfteste Art und Weise aufgeweckt haben. Ich habe tief geschlafen damals, als wir uns getroffen haben, in einem weißen Elfenbeinturm, ohne es zu wissen, auf Privilegien gebettet wie auf weiche Kissen. Mir waren die Worte der Errichter dieses Turmes in die Wiege gelegt worden, sie hatten mich abheben und vergessen lassen. Ich war dort oben um leere Träume gekreist, bis ich dachte, sie wären meine eigenen. Ich hatte versucht so lieb und nett zu sein, wie ich dachte, dass es von mir verlangt wäre und so schön und schlank zu werden wie die Frauen auf den Werbeplakaten, bis ich eines Tages nur noch von einem Salat am Tag und leeren Träumen lebte, die nicht meine waren.

Es waren deine Worte, die mich erkennen lassen haben, wie einsam es dort oben ist, in dem Turm meiner Gesellschaft, der aus gestohlenen Rohstoffen gebaut ist und lange Schatten auf die Erde wirft; der vollgestopft ist mit Dingen, die unsere innere Leere ausfüllen sollen.

Es waren deine Worte, die mich erinnert haben, dass wir wahrhaftig leben, wenn wir mit beiden Füßen auf der Erde stehen und der Welt und einander mit unserem Herzen lauschen.

Geliebte Fatimah,

jeden Abend nachdem wir uns getroffen haben, musstest du mehrere Kilometer auf einer dunklen Landstraße zu dem Flüchtlingsheim fahren, auf dem alten Herrenrad. Du hast lachend gesagt: „Ich bin immer ein bisschen überrascht, wenn ich lebend ankomme. Aber es fühlt sich nicht an, wie nach Hause kommen. Für die meisten von uns fühlt es sich an wie eingesperrt sein, ohne Aussicht etwas Sinnvolles, etwas Schönes tun zu können. Es sind gute Menschen, die dort leben und es ist nicht viel, wonach sie fragen. Sie wollen arbeiten, ihren Kindern die Chance auf ein gutes Leben schenken.“

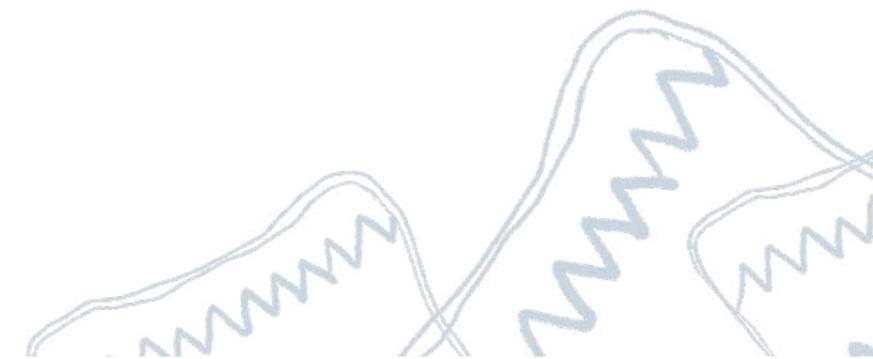
Die Art, wie du die Stimme für sie erhoben hast, für sie gesungen, für sie gekämpft hast, so wie du es in deiner Heimat für die Unterdrückten getan hast, hat mich daran erinnert, dass auch ich eine Stimme habe, die darauf wartet, endlich zu erklingen.

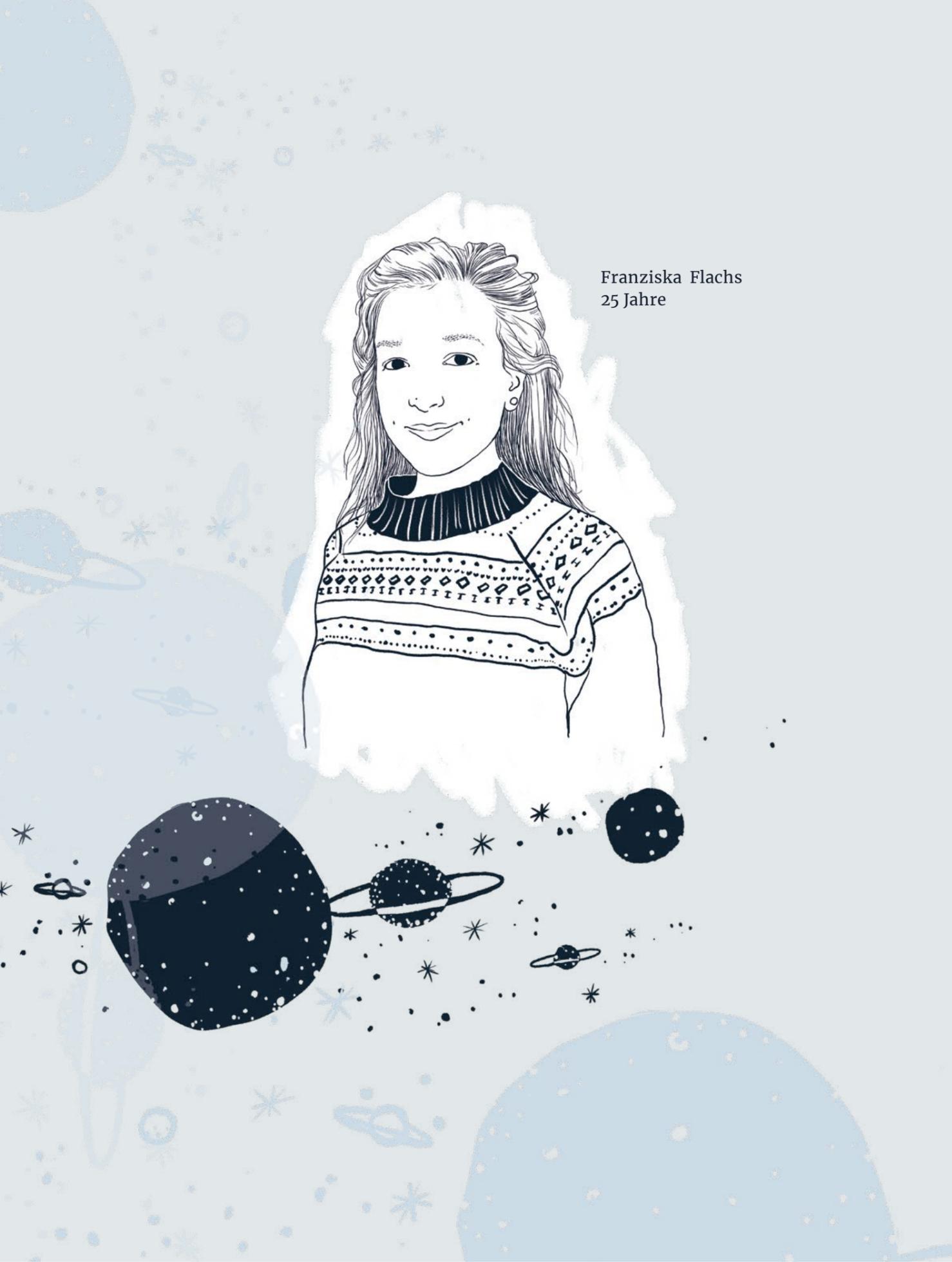
Geliebte Fatimah,

ich weiß, es ist nicht nur die dunkle Landstraße, die uns trennt. Es sind auch die Nächte, in denen ich tief schlafe, während dich die Schatten heimsuchen. Es ist der Turm, in dem ich geboren wurde und alles was ich dort gelernt habe, über die Welt, über dich und mich. Ich weiß, es gibt noch vieles, was ich verlernen muss, viele Mauern, die ich Stein für Stein abbauen muss. Aber ich weiß jetzt, dass wir eine Stimme haben, um zu schreien, bis die alten Mauern beben und bröckeln, dass wir eine Stimme haben, um in all die dunklen Ecken und Schatten zu singen. Und ich weiß, es gibt einen Ort, an dem es keine Türme mehr gibt, an dem wir alle mit unseren Füßen auf der Erde stehen und an dem unsere Töchter sich begegnen wie Schwestern. Mögen es unsere Worte, unsere Stimmen sein, die uns an diesen Ort führen.

In Dankbarkeit,

P.





Franziska Flachs
25 Jahre

19 - 25 Jahre

Geburtstag

Ich bin das ALLES. Auf kosmischen Winden gleite ich durch das All. Purpurne Planeten begleiten mich, sternenschleudernde Galaxien zerwirbeln im Onyxäther. Burgunderblau, Kobalt und Azur, Umbra und Rubin auf Liturgischwarz: Das sind meine Welten. Meine Lungen atmen lichterlohe Sterne, weißglühend und zerstäubend. Es gibt hier keine Zeit. Der Klang ist ein hohler Druck. Ich schwebe über allem. Plastische Gasnebel winken mir zu in Zinnober und Grau, und rauchdicke Schwaden wallen über der Erde. Sie ist wie eine glatte, kühle Kugel, um die ich meine Hände legen möchte. Von Zeit zu Zeit senke ich den Kopf durch die elysischen Gase, ich sinke; es gibt so viel zu schauen. Komm mit! Heute sollst du mein Begleiter sein.

Schon strömen Ländergrenzen, Meere, Schluchten, Berge, Wälder, Wiesen unter uns dahin. Und dort – sieh nur! – dort sind zwei Frauen. Sicher: Kontinente trennen sie; die Welt ist weit, doch für meine kometengroßen Augen sind Meilen Mikrometer.

Die Erste nenne ich EINS; ihr Haar ist ähregelb und glatt, und lächelnd tanzen ihre Füße zu den Klängen der Musik aus schwarzen Boxen.

Die Zweite nenne ich ZWEI (verzeih, ich bin bisweilen einfalllos); sie sitzt in einem Gummiboot und schaut mit großen Mahagoniaugen.

Es ist ihrer beider Geburtstag. Sechzehn Speichen bespannen stark die Räder ihrer Leben. Sechzehn Jahre gingen in die Zeit, seit ihre Mütter sie in Schmerz und Blut auf diesen Globus pressten. EINS zuerst.

Sieh, wie sie strahlt! Wie ihre hellen Augen leuchten, erwartungsvoll zum Fenster schauen. Gleich kommen sie: sie alle, Freunde, Jungen, Mädchen, zu ihrem Ehrentag. Die Wohnung ist geschmückt. Wie herrlich, jung zu sein! Doch plötzlich – hört! Was knarzt und knautscht im Nebenraum? Sie fährt herum, aber zu spät: Schon ächzt zerspringend ein rostiges Rohr, es spotzt und spuckt und klatscht und plitscht, ein letztes Gulp, ein Röcheln noch, da ist das Unglück angerichtet. Nassglänzend schwimmt der Teppich, schwimmt der Boden, die Flut ergießt sich in den Flur, sie leckt an Türen, streicht die Wände.

Ach, welch ein Unglück! Mit einem Blick erfasst ihr Kopf das ganze Ausmaß des Dilemmas. Die Feier! Die Kuchen! Die Freunde! Sie weint. Enttäuschung ist ein spitzes Schwert. Ihr Kleid wird nass, als ihre bloßen Füße durch die Pfützen spritzen. Im Uhrgehäuse tickt die Zeit. Nicht lange mehr, dann wird die Klingel gehen, und Freunde, Jungen, Mädchen, Tanten, Onkel, mit Blumen und Geschenkpapier, voll Freude und Erwartung auf den Tag – werden vor der Katastrophe stehen. Die Wangen brennen schamerhitzt, wenn EINS an ihre Gäste denkt.

Mein Auge schweift nach Süden. Folgt mir!

Auch hier ist Wasser, wildes Nass. Mit Tosen und Türmen, mit Brüllen und Brausen, granitgrauen Wellen, schäumenden Kronen. Schaut! Ein Boot ist unterwegs. Es schmiegt sich an die Wellen, elastisch rollt es zungengleich und wandert mit den Wogen. Menschen kleben wie die Fliegen, gespickt und Leib an Leib, und ZWEI, das ist recht gut zu sehen, starrt gramvoll in das Toben. Schon wird die Übermacht zu viel, und liebevoll senkt sich der Bug, traumgleich und schlafverhangen. Ins Wasser rutschen Menschenleiber, sie torkeln und taumeln, orangene Westen, rotglühendes Flehen.

Da ist ein Schrei! Da ist ein Ruf! *Where is my baby, Allah, Allah!*

Meine herzlose Brust ist wund. Manchmal ist es schwer, ALLES zu sein und nichts zu tun. Schwarze Löcher verschlingen Galaxien; ach, könnte ich mich doch hinübergleiten und schlucken lassen!

Stunden vergehen. Dann kommt ein Boot. Die Toten sind steif, die Lebenden kalt. ZWEI hebt die Hände, man hilft ihr hinauf. Krümmend fällt sie auf die Planken, weiches Holz an ihrer Wange.

Vergib mir, dass ich deinen Arm ergreife. Der Schmerz ist groß; lass uns hinüberschauen.

Auch EINS kann neue Hoffnung fassen.

Das Kleid hat sie gewechselt. Wie herrlich dieses ist! Die Farben darauf gleichen den Sternen in meinem Rücken. Die Türklingel schellt, ein schriller Schrei, sie hetzt zur Tür.

„Meine Liebe!“ Es ist die Nachbarin. „Wie schrecklich, ach, ich habe es gehört – und das an deinem Ehrentag! Komm schnell herunter, liebes Kind; wir schenken dir zum Fest Platz in unsern Räumlichkeiten. Es geht nicht an, dass du zu diesem Anlass traurig bist, und deine Gäste hier im Nassen stehen!“ Sie ergreift ihre Hand, und gleichsam geschieht ebenjenes auf dem schaukelnden Boot.

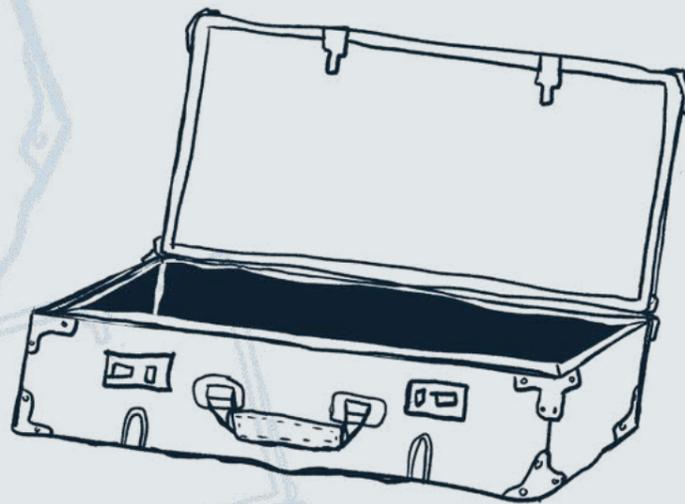
Tausende Kilometer voneinander entfernt heben zwei Mädchen den Kopf. Sie sehen zurück auf das Wasser, das sprudelt und rauscht und gischtet und tropft.

Sie schließen die Augen.

„Glück gehabt“, flüstern sie.

Glück gehabt, fürwahr.

Pauline Weinberg
19 Jahre



19 - 25 Jahre

Der Geigenspieler

Er schließt die Augen, als der erste Ton den Bauch der Geige verlässt. In einer flüssigen Bewegung biegt sich sein Körper um das Instrument, umschließt es beinahe, bevor er es in einem hohen Dur-Ton wieder ausspuckt. Hinter ihm bäumt sich sein Schatten ebenfalls über die Melodie, wie ein Spiel auf brüchiger Fassade.

Vor seinen Füßen liegt der Koffer, aufgeklappt und leer. Die Samtverkleidung ist moosgrün. Sie wellt sich ein bisschen, wartet auf das Gewicht der Münzen, die sie herunterdrücken. Doch es ist kalt in der Fußgängerzone, in der er spielt. Kalt und windig. Menschen werden hektischer je weiter die Temperatur fällt, sie laufen schneller, sehen weniger und hören überhaupt nichts mehr. Die Gesichter in Schals vergraben, die Hände schmerzhaft fest um Einkaufsstützen geschlungen. Plastik schneidet in trockene Haut.

Nur er scheint von dem aufkommenden Frost unberührt. Der Wind zerrt an seinen angegrauten Haaren, fährt unter sein Hemd und jagt um die nackten Knöchel. Und trotzdem liegt seine Jacke auf dem Boden neben ihm. Brauner Stoff, welcher sich schützend um ein Kuscheltier legt. Ein Stoffelefant, mit abgekautem Ohr und nur noch einem Auge. Es sieht so aus, als würde ihm das Stofftier beim Spielen zusehen, als würden die abgenutzten Ohren der Melodie lauschen. Doch diese Ohren sind nicht die einzigen, die zu hören.

Eine Frau bleibt auf der anderen Seite der Straße stehen, mit der einen Hand versucht sie eine Packung Zigaretten aus der Handtasche zu angeln, mit der anderen hält sie ein kleines Mädchen. Das Mädchen sieht herüber, zu dem Mann mit der Musik. Beobachtet seine Bewegungen und fängt an, am Arm ihrer Mutter zu ziehen. Sie deutet auf den Geigenspieler. Genervt lässt die Mutter ihre Tochter los, um nun mit beiden Händen nach den Zigaretten zu suchen. Sie wühlt herum und flucht dabei leise in den roten Strick-schal hinein.

Das Kind kommt näher, vorsichtig verlässt es den Greifradius ihrer Mutter. Das Mädchen hält sich an den Bündeln ihrer Wollmütze fest, als sie vor dem Geigenkasten zum Stehen kommt.

Sie legt den Kopf schief und mustert den eingewickelten Elefanten auf dem Boden.

„Geh da nicht so nah hin.“, ruft die Mutter, während sie sich auf den Boden kniet und beinahe in ihre Tasche hineinkriecht.

Die Mutter sorgt sich um ihr Kind, denn sie denkt, sie weiß genau, welche Art Mensch dort steht und bettelt. Sie denkt, sie weiß, dass er nur einer der vielen Flüchtlinge ist, gefährlich ist er bestimmt. Und er schätzt es anscheinend nicht, das Glück zu haben, jetzt hier zu sein. Er muss betteln, weil es ihm nicht genug ist, vom Staat alles zu bekommen. Das macht sie wütend, und so kramt sie wütend weiter nach Zigaretten.

Als der Geigenspieler sich mit dem letzten Ton nach vorne fallen lässt, öffnet er die Augen. Für einen Moment sieht er sehr alt aus, alt und erschöpft. Das Mädchen versucht die Falten auf seinem Gesicht zu zählen. Doch das ist schwer, denn immer, wenn er sich bewegt, kommt eine neue dazu.

Er sieht das Mädchen an, das vor ihm steht und ihn anlächelt. Ihr fehlen die beiden Schneidezähne. Unter der blauen Wollmütze kräuseln sich dunkle Locken hervor. Die Augen sind groß und hell. Und dann fängt es wieder an wehzutun. Tief in ihm drin. Da sitzt ein Schmerz fest, der immer dann anfängt zu schreien, wenn die Musik um ihn herum verstummt. Deshalb spielt er ja, um den Schmerz zu übertönen. Und doch ist da immer der Moment, in dem das Lied zu Ende geht. In dem die Bilder zurückkommen, die Bilder, die weh tun. Und die Worte. Manchmal tun die Worte mehr weh, weil er nicht weiß, ob sie wahr sind.

Weißt du eigentlich, wie viel Glück du hast, dass du noch hier bist? Brüllt eine der Stimmen in seinem Kopf. Sie gehört einer Frau, irgendeiner Frau von irgendeiner Hilfsorganisation. Bei dem Satz hat sie kleine Spucketrophen auf seinem Gesicht verteilt. Doch das hat nichts ausgemacht, denn die haben sich nur mit dem Salz auf seiner Haut vermischt.

Hatte er Glück, als einziger das Feuer zu überleben? Oder war es nur eine Strafe dafür, dass er gegangen ist, dass er zu lange in dem Lager geblieben ist, um für seine Tochter ein besseres Leben zu ermöglichen. Dass er sein Kind auf einen solchen Weg mitgenommen, und auch dort verloren hat?

Kurz weicht sein Blick zu dem Stoffelefanten, nur um sich zu vergewissern, dass er noch da ist.

„Gehört der dir?“, fragt das Mädchen und zeigt auf den Elefanten. Er schüttelt den Kopf, dann zieht er ein winziges Bild aus der Tasche in seinem Hemd. Er deutet auf das Mädchen darauf. Auf seine Tochter. Dunkle Locken, dunkle Augen, ein breites Lächeln.

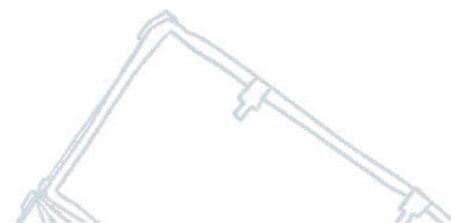
Das Mädchen mustert das Bild und nickt.

Der Geigenspieler schüttelt sich kurz, schüttelt den Schmerz ab, dann klemmt er sich seine Geige wieder unters Kinn und stimmt eine neue Melodie an. Das Mädchen wartet, bis der Mann seine Augen wieder ganz geschlossen hat, bis er wieder in seiner Musik versinkt, dann zieht sie vorsichtig einen winzigen Schlüsselanhänger aus ihrer Tasche. Sie wirft einen letzten Blick darauf, dann öffnet sie ihre Faust und lässt ihn in das Meer aus grünem Samt sinken.

Hinter ihr zündet die Mutter ihre Zigarette an, inhaliert den Rauch tief in ihre Lunge und lässt das Feuerzeug zurück in ihre Tasche gleiten.

„Komm endlich, wir müssen weiter“, ruft sie und winkt ihre Tochter zurück.

Der Geigenspieler wiegt sich langsam hin und her, er weiß, dass das Mädchen verschwunden ist. Was er nicht weiß ist, dass nun, zwischen welligem Samt, ein zweiter Elefant den Klängen der Geige lauscht.



Silvia Nwadiuto Chike
24 Jahre



19 - 25 Jahre

Das Glück post Pech

Die Ampel schlägt auf Grün um, aber die Straße schmilzt unter meinem Blick, der verloren die Maserung des Asphalt zu mustern versucht. Mein Geist hat sich kurz verabschiedet. Ein Post-It mit der Nachricht „Bin gleich zurück“ klebt an meiner Schädellinnenwand. Das passiert ab und zu. Es wäre etwas unglücklich, wenn man in dem Moment eine Präsentation halten oder neue Schwiegereltern kennenlernen würde und die Gedanken einem einfach so abhandenkämen. Vor allem, wenn das Gesicht solidarisch mitentgleist. Dann heißt es warten und grübeln. Grübeln zum Beispiel darüber, wie wenig ästhetisch die Maserung von Asphalt im morgendlichen Dämmerlicht ist und wie ich mal eine Zeitschrift entdeckt habe, die „asphalt“ heißt, weil sie jede ihrer Ausgaben der Thematik Asphalt widmet und dass die Redaktion dieser Zeitschrift entweder todunglücklich sein muss oder ihren überspezifischen Traum lebt. Beides löst Gänsehaut aus. Wenn man solche langen, wirren Gedanken in den falschen Momenten denkt, kann man sich direkt einen neuen Job und neue Schwiegereltern suchen.

Aber jetzt stehe ich ja nur an einer Kreuzung; mit meinem Fahrrad und meinem teerfixierten Blick vor einer Ampel im grünen Bereich, während ein roter Sportwagen mir die Vorfahrt nimmt. Full stop. Bin wieder da. Hätte ich mich nicht in meinen klebrigen Gedanken verheddert, wäre der Asphalt jetzt dunkelrot und mein Gesicht hätte andere Sorgen als nur entgleist zu sein. Dem Auto hinter mir bleibt das Hupen, das mir eben noch Starthilfe geben sollte, vor der Windschutzscheibe stecken. Im Umkreis von ein paar Metern sind alle kurz schockiert, angesichts der Tatsache, wie viel menschliches Versagen in den letzten dreißig Sekunden Platz fand, ohne dass jemand den Kopf verloren hat. Dann trete ich in die Pedale und alle fahren mit ihrem Tag fort.

Glück gehabt. Das ist anders als mit Glück überhäuft zu werden, denn das Glück wird in der Vergangenheit zurückgelassen. Man legt seinen kleinen Vorrat über eine heiße, nasse Pechpfütze. Wie ein Gentleman in Zeichentrickfilmen seinen Mantel über eine Regenschirmpfütze legt, um die Lady darüber zu geleiten.

Mein Glück liegt jetzt also auf der Straße und ich schließe mein Fahrrad vor Aaliyahs Wohnung ab. Ich höre das Klicken meines ineinandergreifenden Fahrradschlusses, dann das Klacken der schweren, sich öffnenden Haustür. Aaliyah strahlt mich wie immer mit ihrem nervösen Lächeln an. „Du bist früh“, sagt sie. „Und trotzdem kommst du mir schon entgegen?“, frage ich, obwohl ich nicht überrascht bin. „Bin früh aufgewacht“, gesteht sie wie jedes Jahr. „Ich auch“, antworte ich, als würde sie es nicht schon wissen. „Weißt du“, versucht Aaliyah unseren kleinen Tanz zu unterbrechen „du solltest einen Helm tragen.“ Ich trotte ihr hinterher, während sie mir zeigt, wo sie ihr Auto geparkt hat. „Früher hast du immer einen Helm getragen. Sogar als alle Teenies zu unsicher und eitel wurden, hat dich die Meinung der anderen nicht interessiert.“ „Tja, Aaliyah, damals konnte ich meinen Afro noch nicht so genial stylen. Wäre heute doch viel zu schade drum.“ Sie kichert hauchig und angespannt, weil sie nicht bereit ist meinem Witz das letzte Wort zu überlassen. „Also, ich habe hier sieben Airbags im Auto, weißt du? Sieben Stück. Da kann kein Afro mithalten. Außerdem ist jede Locke eine neue Idee, die jetzt schon nicht mehr in deinen Kopf passt, also pass lieber auf deinen Kopf auf.“ Ich wende mich nickend von ihr ab, während wir uns ins Auto setzen.

Die Fahrt dauert nur dreißig Minuten, wenn man die verdammte grüne Welle erwischt. Alles geht viel zu schnell, wenn man nicht zwischendurch Luft holt und neu anfährt. Wir parken. Im Kofferraum liegen sechs Grabkerzen, das Feuerzeug, das Ersatzfeuerzeug und heute auch die zwei roten Rosen. Ich trage zwei Kerzen, ein Feuerzeug und beide Rosen vor der Brust, während wir den erdigen Weg entlangschreiten. „Ich habe auch Taschentücher“, sagt Aaliyah eifrig. „Ok“, antworte ich und wünschte, ich hätte mehr Worte parat. Es ist immer gut, wenn für alles gesorgt ist. Danke, dass du nichts dem Zufall überlassen willst, Aaliyah. Aber das sage ich nicht.

Wir ziehen vorbei an den in Stein geschlagenen Namen, an Vergissmeinnicht und Steingärten. An einem Holzkreuz, vor dem ein generischopulenter Blumenkranz niedergelegt wurde. In einem Labyrinth aus Abschieden kann man sich trotz der niedrigen Hecke verlaufen. Wir bleiben stehen. Full stop. Ich sammle etwas Laub auf, welches das Grab verdeckt, während Aaliyah eine Gießkanne holt. Als das Wasser auf die Blumen herabregnet, wispert sie mir zu: „Wir sollten dankbar sein für die Zeit, die wir mit Mama und Papa hatten. Das ist nicht selbstverständlich. Diese willkürliche Abschiebung zu verhindern. Sechzigmillionen getane Schritte für einen Flug zurück und immer

wieder auseinandergerissen werden. Das wäre eine Ungerechtigkeit gewesen. Aber sie hatten es geschafft. Du warst noch so klein, vielleicht erinnerst du dich nicht so gut. Aber wir waren glücklich.“ Ich starre den Stein an und erinnere mich nicht so gut. Ich erinnere mich nicht so gut an die Geschichten. An den Sanitäter. An die schlechte Nachricht. An das Bild des Familienautos in der Zeitung. Vollschaden. Den Unglauben. Ich glaube, Aaliyah schaut mir beim Starren zu. Es ist so still, als würde der Friedhof unter einer Käseglocke liegen. Ich ziehe die Augenbrauen hoch und atme scharf ein. „Aber am Ende war es nicht-menschliche Willkür. Das heißt wir müssen wenigstens nicht ‚Rest in Power‘ sagen. Dafür hätte ich keine Kraft. Sie haben ihre letzte Ruhe. Und wir einen Friedhof zu besuchen, anstatt ein vor Kraft und Tatendrang strotzendes Kampffeld.“ Aaliyah nickt ehrlicher als ich. Ich schüttele die Laubreste von meiner Hand. Pech ist meistens kein Naturprodukt, sondern von Menschenhand geformt. Sobald es fertig ist, will aber niemand mehr wissen, wer es geschaffen hat, dann wird die Seriennummer herausgefeilt wie bei Pistolen in Mafia-Filmen. Aber das kam aus dem Nichts. Nachdem etwas Großes geglückt war, war der Vorrat wohl zu erschöpft, um diese Pechpfütze abzudecken. Verunglückt. Aaliyah nimmt beide Rosen aus meiner Hand, um sie anmutig am Fuße des Grabsteins zu arrangieren. Ich zünde eine

Grabkerze an und friemele den Metalldeckel darauf. Sonst verbrenne ich mich dabei immer, aber heute nicht.



Ann-Kathrin Speckmann
25 Jahre



19 - 25 Jahre

Der glückbringende Grabstein

Frau Hofmann unterdrückt ein Schluchzen und tupft mit einem gefalteten Taschentuch die Tränen fort. Herr Hofmann legt sanft eine Hand auf ihren Rücken. „Ab jetzt gedenken wir deiner Mutter zuhause. Dieser triste Grabstein macht dich nur unglücklich.“ Gemeinsam verlassen sie den Friedhof. Vielleicht kämen sie wieder, wenn sie erführen, dass der Grabstein in der Vergangenheit sechs Mal Glück brachte.

Vor einigen Jahren war der Grabstein Teil eines Steinbruchs in der Nähe von Bangalore in Südindien. Er gehörte einem Mann, der Steine an Exporteure verkaufte. Weil er damit viel Geld verdiente, war er in der Gegend für seinen Reichtum bekannt. Sein Name lautete Amal. Eines Tages kam eine Frau zu ihm. Sie trug einen roten Sari und hatte langes schwarzes Haar. Ihre Haut und Lippen waren bleich und sie wankte über den Steinbruch auf Amal zu.

„Wer bist du und was willst du hier?“, fragte Amal.

„Mein Name ist Lakshmi. Bitte, ich brauche 1.000 Rupien für Medikamente.“

„Kein Problem. Sobald du gesund bist, wirst du deine Schulden und die Zinsen bei mir abarbeiten.“ Lakshmi schaute zu den zwei Dutzend Arbeitenden, die zwischen Staub und Getöse kaum wahrnehmbar waren. Auf dem Boden spielten Kinder mit kleinen Hämmern. Das war kein guter Arbeitsplatz, aber sie brauchte das Geld und würde nur wenige Wochen brauchen, um es zurückzahlen.

„Kannst du schreiben?“ Sie verneinte. Lächelnd reichte Amal ihr den Vertrag. „Unterzeichne ihn mit deinem Fingerabdruck.“ Sie nahm ihm auch das Stempelkissen ab, hockte sich auf den Steinboden, aus dem später der Grabstein gehauen werden würde, und ging glücklich den Vertrag ein, der ihr Leben rettete. Über ihrem Daumenabdruck stand in schwarzen Ziffern: 100.000 Rupien.

Lakshmi war auch beim zweiten Glücksfall die Begünstigte. Gleich nachdem die Antibiotika ihre Entzündung geheilt hatten, trat sie ihren Dienst an. Jeden Tag arbeitete sie zwölf Stunden in der Hitze. Ihre älteren Kinder gingen in die Schule, nur ihr Baby nahm sie mit zur Arbeit. Bei jedem Splitter und bei jeder Staubwolke schrie es laut auf.

„Dein Balg stört dich und die anderen, bring es zur Ruhe oder ich ziehe dir einen Tageslohn ab!“ Amal drückte Lakshmi Opium in die Hand. Sie gab es ihrem Baby. Und kurz darauf blieb es endlich still. Ein Glück! Bei einem Lohnabzug hätte Lakshmi weniger verdient als Amal Zinsen aufschlug und dann hätten ihre Kinder helfen müssen, ihre Schuld abzarbeiten.

Einige Meter entfernt bohrte ein Mädchen namens Esha zusammen mit zwei Jungen Löcher in den Stein. Der Bohrer überragte sie alle. Er machte einen solchen Lärm, dass die Kinder nicht einmal ihre lautesten Schreie hörten. Sie klammerten sich an den Bohrer, der sie hin und her schüttelte, bis ihnen jeder Knochen und jedes Gelenk schmerzte. Sie husteten, denn es drang mehr Staub als Sauerstoff in ihre Lungen. Ein Steinsplitter bohrte sich in den nackten Fuß des größeren Jungen. Er schrie auf und ließ den Bohrer los. Die anderen zwei konnten ihn nicht halten; und so fiel er auf den Jungen. Hektisch zerrten die Kinder an dem Bohrer, doch als sie ihn endlich weggezogen hatten, atmete der Junge nicht mehr.

„Er hat Glück. Er muss nie wieder bohren“, sagte der kleine Junge tonlos.

Da griff Esha seine Hand, rannte los und zerrte ihn mit sich. Ihre Eltern hatten sich verschuldet und waren im Steinbruch gestorben. Sie wusste nicht genau, wie hoch ihre Schulden waren, aber sie hatte verstanden, dass sie sie niemals abarbeiten konnte. Und so wollte sie nicht sterben. Also nahm sie den kleinen Jungen bei der Hand und rannte.

„Bleibt stehen!“, schrie Amal. Am Rande des Steinbruchs sah Esha sich um. Die anderen Arbeiter blickten nur kurz auf, bevor sie sich wieder den Steinen zuwandten. Amal hatte sie fast eingeholt. „Lauf!“, schrie sie den Kleinen an. „Lauf so weit du kannst.“ Sie drehte sich um, stellte sich Amal in den Weg. Esha hörte, wie der Kleine im Gestrüpp abtauchte, während Amal sie am Arm packte. Er schleifte sie zur Mitte des Steinbruchs, riss ihr das Kleid – ihr einziges Kleid – von den Schultern, und schlug zu. Den Stock dafür trug er immer am Gürtel. Alle mussten es mit ansehen. So war es bei jedem Fluchtversuch. Doch heute fühlte Esha neben den Schmerzen etwas Glück, denn der Junge hatte es geschafft.

Für Lakshmi kam eine Flucht nicht infrage, denn sie wollte, dass ihre vier Kinder ihren Schulabschluss machten und einen Beruf lernten. Sie wünschte, sie könnte öfter bei ihnen sein, doch selbst nach Monaten harter Arbeit behauptete Amal, sie schulde ihm noch immer Geld. Sie fragte ihn, wie viele Rupien sie noch abarbeiten müsse. Er holte sein Buch raus, in dem er alle Kredite, Zinsen und Rückzahlungen notierte.

„98.666 Rupien!“, las er vor. Da wusste Lakshmi, dass er sie betrogen hatte. Doch es gab nichts, was sie dagegen tun konnte. Um gegen Amal vorzugehen, hätte sie sich erneut Geld von ihm leihen müssen.

„Geh‘ wieder an die Arbeit. Der Steinblock da vorne muss rausgesprengt werden.“ Wortlos stopfte sie Sprengstoff in die vorgebohrten Löcher. Um sie herum wurde weiter mit Keilen und Hämmern aus Metall gearbeitet. Ein Funke flog in das Loch, in dem gerade ihre Hand steckte. Der Sprengstoff explodierte; sie schrie auf; zog ihre blutige Hand heraus. Sofort wusste sie, dass von der Hand kaum etwas übrig war. Und während das Adrenalin den Schmerz betäubte, dachte sie: Ein Glück, nun kann ich nicht mehr arbeiten.

Schon am nächsten Tag verschwand das Glücksgefühl, denn nun zwang Amal ihre Kinder, die Schulden abzarbeiten. Sie sprengten den Steinblock hinaus und Amal verkaufte ihn an einen Exporteur. In Italien wurde er zu einem Grabstein umgearbeitet und von dort nach Deutschland an den Bestatter Schulz verkauft. Dieser bot ihn der Tochter einer Verstorbenen an: „Für diesen Stein kann ich ihnen einen besonders günstigen Preis machen.“

„Wo kommt er her?“, fragte Frau Hofmann, da sie von harten Arbeitsbedingungen in Steinbrüchen außerhalb der EU gehört hatte. „Es handelt sich um italienische Ware.“ Frau Hofmann tupfte mit einem gefalteten Taschentuch Tränen fort und lächelte leicht. „Was für ein Glück, meine Mutter bekommt nun doch ein würdiges Begräbnis.“



G L Ü C K

GEHABT?!



care®

CARE Deutschland e.V.

Siemensstrasse 17, 53121 Bonn, Tel.: 0228 - 9 75 63-0, E-Mail: bildung@care.de, Internet: www.care.de/bildung

Spendenkonto: IBAN: DE93 3705 0198 0000 0440 40 BIC: COLSDE33 | www.care.de/spenden